

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 20.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 18. Mai 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.

42. Jahrg.

Ihr Dichter.

Novelle von Carry Brachvogel.

(Schluß aus Nr. 18, S. 215.)

Nachdruck verboten.

Rudolf Bürckmann kam bald, kam oft wieder, und es war nicht nur Sympathie für die amttugende, junge Frau, die ihn so häufig in ihr Haus führte, sondern weit mehr ein gut Stück Dichtereitelkeit, ein gewisser rücksichtsloser, männlicher Egoismus, der augenblicklich nirgends so gut auf seine Rechnung kam wie bei Johanna. Denn seit seiner jüngsten Niederlage war der vernünftige Mann, der gescheitete Dichter, um 33 1/3 Prozent im Werte gesunken, wie ein börsenfundiger Witzkopf behauptete.

Zuerst gingen ihm die Leute freilich nur aus dem Wege, weil's ihnen peinlich war, mit ihm über seinen Abfall zu sprechen. Ein paar Tage nachher schämten sie sich, daß sie ihn nicht anredeten, mieden infolgedessen seine Begegnung, mitunter sogar seinen Gruß, und bald lag er unter einer ganzen Anzahl früherer guter Bekannter jener unentwärtbare Knäuel von ganz gut gemeinten Taktlosigkeiten und harmlosen Veräumnissen, an dem sich schon die besten Freunde auseinandergesert haben. Ueberdies konnte er ja, momentan wenigstens, unmöglich als saftigere, literarischer Tafelausputz gelten. Zudem errangen auch noch, fast unmittelbar nach seiner Niederlage, zwei bis dahin ziemlich unbekannte Autoren jenen billigen, unbestrittenen, allgemein verständlichen Bühnenerfolg, der schon am nächsten Morgen von verdienstlosen Schleppenträgern, Einladungsstarken, Bewunderungsbriefen und Autographenjuchern umtänzelt wird — lauter Dinge, über die berühmte Männer bekanntermaßen permanent wütend sind, einerlei ob sie da sind oder fehlen. Und so war Rudolf Bürckmann denn nur noch der Mann von gestern, den man „kalt stellte“, wie er sich spottend ausdrückte, bis ihm ein neuer Erfolg wieder seinen Ehrenplatz neben den „hâitres d'Ostende“ und den „homards à la Gloucester“ anwies.

Bürckmann empfand dies alles mit einem ihm sonst ziemlich fremden, durch den eben erlittenen Mißerfolg aber bis zur Empfindlichkeit gesteigerten Feingefühl. Er machte sich zwar weiblich darüber lustig und spottete über sich selbst, der nun „enthronte Majestät“ spielen müsse; aber wie weh ihm dabei war, das wußte nur er und — Johanna, die mit den Augen der Liebe sah, mit dem Herzen der Liebe litt. Denn nun liebte sie ihn, den ehemals unsympathischen, brutalen Kraftmenschen, liebte ihn, wie nur eine Frau lieben kann, deren Leben bislang sonnenlos und halb verschlafen dahingegangen, liebte ihn, wie nur die moderne, überempfindlich-egoistische Frau lieben kann, die etwas zu hegen, zu pflegen, zu hätscheln, zu verzehren haben muß, die den Mann ihrer Liebe erst leiden sehen will, um seine Trösterin, seine Retterin, sein befreiender Engel zu werden.

Die Stunden, die Rudolf Bürckmann in ihrem Hause verlebte, waren ihnen beiden ein wahres Labial: Johanna fühlte sich glücklich, weil sie endlich einmal jemandem etwas sein durfte, und ihr ganzes Leben schien nur mehr dazu vorhanden, um auf Rudolfs intimste Stimmungen abgetönt zu werden. Er war damit natürlich sehr zufrieden, fragte auch nicht erst lange herum, aus welchem Gefühl heraus sich eigentlich ein Mensch so für den andern aufgab. Sie gab, weil's ihr gefiel, und er nahm, weil's ihm paßte — basta! Es verlohnte sich wirklich kaum, weiter darüber nachzudenken.

Eines Nachmittags, ziemlich kurze Zeit nach jenem denkwürdigen Abend, fand er sie damit beschäftigt, langstielige, frische Nelken zu einem schmalen Zweig zu binden, den sie dann mit einzelnen Diamanten besäete.

„Was machen Sie denn da?“
 „Ich richte die Blumen für heute Abend her.“
 „Sind Sie eingeladen?“
 „Ja — bei Kommerzienrat Heufeld. Sie etwa nicht?“
 „Nein — ich gehöre für diese Saison nicht in diesen Salon.“ Er lachte etwas bitter.

Still legte Johanna ihre Blumen neben sich hin.
 „Na, Sie werden sich auch ohne mich gut amüsieren, was?“
 „Ich möchte mich aber eben nicht ohne Sie amüsieren.“
 „Sie sehen, Heufelds wollen's doch nicht.“
 „Heufeld ist mir keine force majeure.“
 „Aber Ihr Gastgeber, was beinahe auf dasselbe heraustritt.“
 „Vedremo.“ Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und warf ein paar Zeilen auf eine Karte, die sie ihm dann lächelnd reichte. Er las.

„Nun?“
 Er ergriff die Hand, die ihm die Karte gereicht hatte. „Sie dürfen nicht abfragen, so in letzter Stunde —“
 „Warum nicht?“
 „Weil — weil —“
 „Weil ich es will. Wir werden bei mir bleiben und uns himmlisch amüsieren, d. h. wenn Sie wollen —“
 „Ob ich will! Aber Heufelds werden Ihnen diese späte Abfrage sehr übelnehmen.“

„Meinethalben.“
 „Sie werden Sie nie mehr einladen.“
 „Um so besser.“
 „Und was sollen Ihre Diensthofen denken?“
 „Was sie wollen.“
 „Und was werden die Leute sagen?“
 „Lügen!“
 Ihre Art zu antworten gefiel ihm. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, immer noch ihren Brief in der Hand haltend. Dann trat er auf sie



Elegante Sommervilette.

(Beschreibung S. 247.)

zu und legte leise, kaum spürbar seine Rechte auf ihre gold-flockigen Locken. „Um meinwillen?“

„Um Thretwillen,“ wiederholte sie leise, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. Sie fühlte sich sehr glücklich.

Er zog sie an sich und küßte ihre Haare. „Mein lieber, lieber Kamerad.“

Sein Kamerad! Das war sie, das wurde sie von Tag zu Tag mehr. Von Liebe, von irgend welchen Zärtlichkeiten war nach jenem flüchtigen Kuß nie mehr die Rede zwischen ihnen. Bürckmann war teils noch zu sehr mit seinem verschmähten Stück beschäftigt, teils gingen ihm schon wieder neue, vorläufig freilich noch sehr unklare dramatische Pläne durch den Kopf. Und Johanna, die einsame Frau, mit den suchenden Augen war eine viel zu zurückhaltende Natur, als daß sie auch nur ein kleines Schrittchen entgegengethan, sich nur selbst eingestanden hätte, daß sie ihm gern etwas andres geworden wäre als nur ein guter Kamerad. Nicht einen Augenblick lang ließ sie das verliebte, geliebte, verwöhnt und begehrt sein wollende Weib in sich aufkommen, nichts von „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt“ sein, nichts von thörichten Grillen, verliebten Launen, eifersüchtigen Anwandlungen; sie trabte neben ihm her „in gleichem Schritt und Tritt“, vergnügt, wenn er lächelte, niedergeschlagen, wenn sie ihn verstimmt sah, ihm mit unermüdblicher Geduld zuhörend, wenn er stunden- und stundenlang nur von sich, von seinen Plänen, seinen Hoffnungen sprach und immer verlässiger jenes verunglückten Abends gedachte.

Denk der anfänglichen Bravourstimmung, in der er sich befunden, war ziemlich bald der natürliche Rückschlag gefolgt. Der Mißerfolg seiner besten Arbeit ging ihm denn doch weit näher, als er's zuerst hatte merken lassen, wenn er der Welt gegenüber auch „der lachende Held“ blieb, der ihr sein „pfeift nur, gut ist's deshalb doch“ entgegen schleuderte. Aber manch liebes Mal sah er bei Johanna, trübe und schweigsam wie damals, und starrte in die brennende Lampe hinein. Und so wehe es ihr auch that, ihn so zu sehen, so liebte sie ihn doch gerade in diesen Augenblicken am allermeisten.

Die Leute fingen bereits an die Köpfe zusammenzustecken und zu tuscheln — Johanna kümmerte es nicht; für sie gab es überhaupt nur noch eins: das Wohlbehagen des geliebten Mannes. Und Rudolf Bürckmann mußte sich unendlich wohl bei ihr fühlen, denn er ließ kaum einen einzigen Tag verstreichen, an dem er nicht zu ihr kam, war's auch nur, um ihr guten Tag zu sagen und sich in aller Eile beteuern zu lassen, daß er doch zu den bedeutendsten Männern Deutschlands gehöre. Verlezt und wund wie sein Inneres war, ließ er, den man sonst wirklich nicht zimperlich schelten konnte, sich jetzt gern von ihr pflegen und hätscheln wie ein Kranker. Zum erstenmal in seinem Leben empfand er, welch gewaltiger Unterschied zwischen seinen Niesenfäusten und den zarten, kühlen Fingerringen Johanna's war, und schmerzhaft suchte er zusammen, sobald ein andres, fremderes Wesen in seine Nähe kommen wollte.

So vergingen Wochen, Monate, in denen er nur ihr gehörte. Dann erst fing er allgemach an, von innen heraus zu gefunden, zufriedener, froher zu werden, sich wieder mit dem und jenem anzufreunden, sich wieder auf sich selbst zu bestimmen. Und nun wollte es Johanna zuweilen scheinen, als ob sie nicht mehr so völlig eins miteinander wären, als ob ihre kühlen Fingerringen nicht Kraft genug hätten, den blondhäutigen, gesenkten Reden festzuhalten.

Gehen Sie morgen mit mir in die „Meistersinger“? fragte sie ihn eines Tages.

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Warum nicht?“

„Ich kann nicht.“

Sie fragte nicht weiter nach Gründen — gerade in den letzten Tagen war er wieder sehr verstimmt und nervös gewesen, und sie wußte, daß er beanspruchte, ohne viel Worte verstanden zu werden.

„Kommen Sie doch mit! Seien Sie nicht eigensinnig!“

Es war ihm ja weit lieber, wenn sie ihn für eigensinnig hielt als für niedergeschlagen oder verstimmt. „Ich will aber eigensinnig sein!“

„Wenn ich aber befehle —“

„So widerstehe ich mich —“

„Und wenn ich recht, recht schön bitte?“

Er sah sie einen Augenblick lang an. „Na, dann gehe ich eben mit,“ sagte er mit einem Seufzer.

Zum erstenmal mußte sie über ihn lächeln — wie echt männerhaft das war! Gebeten sein wollen!

Sie freute sich auf diesen Abend wie seit langer Zeit auf keinen mehr, nicht nur weil sie ihn mit dem Geliebten zusammen verbringen, mit ihm zusammen die gewaltige Schöpfung genießen sollte, oder weil sie vermutete, daß Musik ihm den Rhythmus der letzten Tage bannen sollte. Noch ein anderer Gedanke war dabei, kindisch, rührend, sentimental, echt weiblich: der Geliebte sollte sich selbst wiedersehen in Walter Stolzing, dem zuerst Unterliegenden, später um so glänzender Siegenden. Nur eins machte ihr Sorge: der erste Akt mit seinen bösen Schlussworten „Verjungen und verthan!“ Wenn man nur erst darüber weg wäre!

Ganz angstvoll schaute sie ihn heimlich von der Seite an, während der Lehrbuben lustiges Gespötte von der Bühne her ertönte. Er hatte die Arme fest über der Brust gekreuzt und sah geradeaus in den lärmenden Hörsaal hinein — keine Muskel seines Gesichtes zuckte, kein einziger schnellerer oder tieferer Atemzug gab Kunde von dem, was ihn bewegen mußte. Wie damals, so senkte sie auch heute die Augen — mochte er nur wieder allein bleiben im Sanktuarium seines Schmerzes, sie war ihm ja doch nahe, bereit, ihn tröstend aus Herze zu nehmen, wenn es ihn zu übermannen drohte.

Und schon nahte der erste Akt seinem Ende. Der giftige Beckmesser zeigt höhnlich lachend die schwarze Tafel, auf der ein paar Dutzend Kreidestriche erzählen, wie oft der junge, verliebte Ritter sich gegen Versmaß und Rhythmus vergangen; verzweifelt sinkt Walter zusammen, und um ihn her tanzt und höhnt die lustige Schar der Lehrbuben, der Meister ersten Urteilspruch als Spottrefrain hinausschmetternd: „Verjungen und verthan!“

Als der letzte Ton verklungen war, stand Bürckmann heftig auf. Johanna erschrak; sollte es ihm so tief gegangen sein, daß er Walters Preislied gar nicht mehr abwarten wollte? Nein, nein, das durfte nicht sein, so hatte sie es doch nicht gemeint! Er sollte nicht nur die neuerweckte Erinnerung an selbstverlebte Niederlage mit nach Hause nehmen, er mußte es

auch noch mit ansehen, wie griesgrämig-verbohrt Unverstand zu schanden wird im ungleichen Kampf mit zielbewußter, stürmischer Jugendkraft.

„Sie wollen doch nicht schon gehen?“ fragte sie ihn angstvoll.

„Gott behüte, wo denken Sie hin!“

„Sie atmete auf. — Drum auch!“

„Aber wir wollen ans Büffet — kommen Sie, Frau Johanna! Ein Glas Bier wird jetzt herrlich schmecken, die Sache macht einem gehörig Durst.“

Johanna starrte ihn an, als verstünde sie ihn nicht. Hatte sie denn recht gehört, war es denn möglich? Nicht Rück-erinnerung, Kampfesmut, trotziges Zuversicht oder weiches Schmerzgefühl bejeelte ihn, sondern einfach das Verlangen nach einem Glas Bier — es konnte ja garnicht sein! Es war ja gar nicht denkbar, daß ein Mensch die Höhe der Situation so absolut verfehlen, sich zu einem beziehungsreichen Meisterwerk so gänzlich unpersönlich stellen kann! Gewiß, es war nur wieder seine alte, häßliche Art, mit ein paar burlesken Worten den gequälten Aufschrei der Seele zu ersticken! Angstvoll suchte sie sich einzureden, daß es so war, so sein müsse, mit Herzklopfen hörte sie ihm zu, wie er sprach, ob nicht ein Ton, ein Tonzittern nach innerem Zwiespalt klang. Nichts, nichts! Vor dem guten Zug, mit dem er sein Glas gleich bis zur Hälfte leerte, vor der Gemächlichkeit, mit der er sich den Schaum vom Bart wusch, vor dem Appetit, mit dem er eine Schinkenemmel hinter seinen Zähnen verschwinden ließ, mußte jeder Zweifel an der Echtheit seiner materiellen Empfindung und seiner kulinarischen Genüßfähigkeit schwinden.

Johanna sprach nicht mehr viel an diesem Abend, kaum daß sie knapp antwortete, wenn Bürckmann sie anredete. „Gar nicht nett waren Sie heute,“ sagte er beim Gutenacht, als sie vor ihrer Hausthür standen.

„Das thut mir leid!“ Sie versuchte dabei zu lächeln.

„Schlecht gelaunt, brrr! Bessern Sie sich, Frau Johanna! Gutenacht!“

„Gutenacht.“ Sie sah ihm noch einen Augenblick nach, wie er im Dunkel der Nacht dahinschritt, mit dem weitflatternden Havelock und dem breitrandigen Kalabreser.

„Schlecht gelaunt! U über den seinen Psychologen!“

Und plötzlich überkam es sie wie eine Erleichterung, daß er jetzt dahinging, daß jeder seiner weit ausholenden Schritte den Raum vergrößerte, der zwischen ihnen lag.

Ein paar Wochen nachher, als Bürckmann zum Thee kam, legte er ein dickes, braunes Kissenbrett neben sich hin. Johanna wollte neugierig danach greifen, er aber legte lächelnd seine Hand zum Schutz darüber.

„Was ist denn drinnen?“

„Warten, kleine Neugier!“

Als sie dann Thee getrunken hatten und die brennende Lampe vor ihnen stand, öffnete er den braunen Umschlag, der eine Anzahl dichtbeschriebener Bogen enthielt.

In Johanna's Augen blitzte es auf.

„Gearbeitet?“

„Ja. Der Entwurf zum ersten Akt.“

„Gott sei Lob und Dank!“

Endlich, endlich, hatte er sie abzuschütteln vermocht, die bleierne Müdigkeit, die mit kurzen Unterbrechungen seit jenem Abend auf ihm gelegen hatte. Langsam, stetig rang er sich nun endlich durch zu neuem Lebensmut, zur Schaffensfreudigkeit. Und der stille, beharrliche Arbeiter von heute schien ihr beinahe noch bewundernswerter als der trotziges Held von damals.

Mit strahlenden Augen sah sie da und hörte zu, wie er vorlas. Der erste Schritt — zum Werke — war gethan, nun konnte der zweite — zu neuem Ruhm — nicht lange mehr auf sich warten lassen. Der Entwurf dieses ersten Aktes gefiel ihr sehr, wenigstens solange Bürckmann las und mit ihr darüber sprach. Später freilich, als sie allein war und noch viel darüber nachdachte, wollte ihr alles ein wenig banal erscheinen, ein wenig an die geschickte Mache seiner früheren Stücke erinnernd.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Unsinn! Das Stück wurde gut, gar kein Zweifel darüber, wenn auch vielleicht ein wenig anders als „der wahre Beruf“, der ihr so sympathisch gewesen. Aber schließendlich darf man sich bei der Beurteilung einer künstlerischen Leistung nicht von rein subjektiven Empfindungen leiten lassen. Und Rudolf Bürckmann war doch ein Künstler, nicht wahr Johanna, ein echter, richtiger, einer von Gottes Gnaden!

Mitunter ist es, als ob ein an sich ziemlich nebensächliches Ereignis einen tiefen in unsern Lebens Straße bedeute, das Datum, mit dem das Schicksal ein völlig neuzubeschreibendes Blatt versehen will. Bei Rudolf Bürckmann ging es so; es war, als ob mit dem Wiederbeginn der Arbeit sein verschleierter Glücksstern wieder heller aufzuleuchten begänne.

„Herta Rentwich“ wurde neuinstudiert gegeben und errang abermals einen großen Erfolg. Die Leute, die sich noch vor ein paar Monaten schon an ihm vorbei gedrückt, eilten jetzt mit herzlichem Händeschütteln und Glückwünschen auf ihn zu, da und dort flatterte auch schon wieder ein Liebesbrief zu ihm hin, ein Weichensträußchen, ein schüchternes Autographenalbum. Er war zwar noch nicht wieder zu jener hohen Sprosse gestiegen, auf der les hütres d'Ostende und die homards à la Gloucester seiner sehnsüchtig warteten, aber man konnte ihn doch wieder einladen, ohne hervorragend Peinliches zu fühlen, von ihm oder für ihn befürchten zu müssen; ja, man konnte es sogar riskieren, ihn auch wieder ein klein wenig zu verwöhnen, zu feiern, zudem auch noch einige, allerdings mehr durch ihren Phantasieerichtum, als durch ihre Wahrheitsliebe bekannte Zeitungen unter der Spitzmarke „Romantische Neigung“ zu erzählen wußten, daß Fr. R., eine der reichsten Erbinnen Deutschlands, all ihre zahlreichen, gekrönten und ungekrönten Freier abweise, weil sie gelegentlich der Neueinstudierung von „Herta Rentwich“ sich in den jugendlichen, männlich-schönen Autor sterblich verliebt habe.

„Kurz und gut, liebe Frau Johanna, wir sind im Aufsteigen“, berichtete er ihr seelenvergünstigt. Er hätte ebenso gut sagen können, „wir kommen zum Abschiednehmen.“

Johanna sah die Wendung in seinem Leben mit Befriedigung an, obgleich Bürckmann, durch seine Arbeit sowohl wie durch gesellschaftliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen, jetzt weniger zu ihr kam denn früher und sie, nach außen

hin wenigstens, ein klein bißchen zu vernachlässigen schien. Unverständlich aber blieb ihr das eine, daß er, der Vielwertige, so willig wiederkam, wenn die Minderen, die Leute, die „Bande“, wie er sie einst genannt, nur gnädig zu hicken geruhten.

„Sie sind nicht stolz genug, mein Lieber,“ sagte sie ihm einmal, als er noch kurz vor einem Diner bei Kommerzienrat Heufeld, der sie wirklich seit jener Abgabe nie mehr gebeten hatte, zu ihr heraufgesprungen kam.

„Weshalb?“

„Sie sollten nicht mehr zu all den Leuten gehen, die damals so wenig nett gegen Sie waren. Ich an Ihrer Stelle setzte keinen Fuß mehr zu ihnen allen miteinander.“

Statt aller Antwort fing er an seine weißen Handschuhe überzuziehen, die er bis dahin noch vorn zwischen Weste und Hemd eingesteckt getragen hatte. Sie waren noch ganz neu, und bei dem Bemühen, sein breites Handgelenk einzuzwängen, sprang eines der Porzellanknöpfchen mitten entzwei. Ungeduldig riß er den Handschuh wieder ab.

„Kann's Ihr Mädchen schnell annähen, Frau Johanna?“

„Geben Sie, ich werde es selbst machen.“

Sie kam sich sehr groß vor in diesem Augenblick, und obgleich Rudolf Bürckmann kein außergewöhnlich feinfühliges Mensch war, so ärgerte ihn doch die überlegen-triumphierende Selbstzufriedenheit in ihrer Miene, in ihrer Stimme. Uebrigens hätte ihn jetzt gerade überhaupt alles geärgert. Sie sah an ihrem Arbeitstischchen und suchte nach Nadel und Faden; er ging ein paar mal im Zimmer hin und her und sah verdrossen aus. Er blieb vor ihr stehen und blickte gedankenlos auf den blonden Kopf, der sich tief über seinen weißen Handschuh beugte.

„Herrgott, das kann man auch nicht so mir nichts, dir nichts —“

„Was?“

„Das mit allen brechen —“

„Nicht mit allen, nur mit wenigen.“

„Das geht auch nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil — weil — da wäre man ja mit einemmal aus der Gesellschaft draußen!“

„Sie fänden eine andre.“

Er erwiderte nichts mehr, trat ans Fenster und sumnte leise vor sich hin. Dann zog er seine Uhr. „Verzeihen Sie, es ist höchste Zeit, daß ich gehe.“

Sie war zu Ende mit ihrer Näherei und biß nun schnell den Faden mit den Zähnen ab. „Gardon, ich habe gerade keine Schere zur Hand und möchte Sie nicht aufhalten. Hier der Handschuh! Amüsieren Sie sich gut!“

„Danke. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen.“ Ihre Gedanken gingen zurück zu jenem Tag, da sie dieselben Leute, deren Gast er heute war, um seinetwillen beleidigt hatte. War das wirklich erst ein halbes Jahr her?

Zu ihrer großen Ueberraschung kam er gegen Abend, nach dem Diner noch einmal.

„Ah, Herr Bürckmann, Sie hier?“

„Ja. Oder weisen Sie mir vielleicht die Thür?“

Es sollte scherzend klingen, aber der Ton seiner Stimme war grob, und er sah immer noch verdrießlich aus.

„Nun, wie war's?“

„Na, wie wird's gewesen sein!“

Eine Pause.

Dann er wieder: „Sind Sie morgen bei Frau von Meizner?“

„Ja.“

„Und Sonntag bei Klitzings?“

„Nein.“

„Aber ich.“

„Schön. Sie schmelzen ja förmlich in Vergnügungen.“ Sie hatte es mit gutmütigem Lächeln gesagt, seine Augen aber blitzten sie jetzt beinahe feindselig durch den goldenen Kneifer an.

„Merkwürdig, daß ihr Frauen es nicht ertragen könnt, daß man auch wo anders gern ist. Jede will einen immer für sich und nur für sich — das ist ja nicht zum Aushalten!“

Johanna war's zu Mute, als hätte er sie geohrfeigt, als müßte sie schmerzbeulend aufspringen, ihm die Thür zu weisen. Aber nur im ersten Augenblick — dann bebte es leise um ihre Mundwinkel wie ein böses Lächeln, und sie blieb ruhig sitzen. Wirklich, es hätte sich nicht einmal der Mühe verlohnt aufzustehen.

„Wie steht's mit dem zweiten Akt?“ hub sie nach einer Weile wieder an.

„Ich arbeite dran.“

„Wird er?“

„Ja. Endlich bin ich wieder völlig der Alte. Völlig!“ setzte er noch einmal nachdrücklich hinzu und blinzelte sie wie lauernd durch seinen Kneifer an. Sie hatte ihm, gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft, einmal erzählt, wie unsympathisch ihr seine frühere, brutale Dichterindividualität gewesen, nun schien es ihm ein hämisches Vergnügen zu machen ihr zu beteuern, wie er sich wieder zu dem zurückgefunden, was ihr zuwider war.

Und wieder entgegnete sie nichts. Sie senkte den Kopf und schwieg. Aber unter den niedergeschlagenen, blonden Wimpern flammte es auf wie in erbittertem Haß.

Sie schied mit förmlicher Höflichkeit. Vergebens wartete Johanna beim Lebewohl auf einen Blick, ein Wort, einen Handschuh, der Abbitte leisten sollte für sein häßliches Wesen — nichts. Vier, fünf Tage lang auf ein paar Zeilen, auf ihn selbst — nichts. Endlich, es war über eine Woche verflossen, erschien er wieder, heiter, harmlos, als sei nie etwas vorgefallen.

„Entwurf des zweiten Aktes!“ sagte er, vergnügt auf seine voluminös ausschende Rodtasche klopfend.

„Sie sind zu liebenswürdig.“ Sie sprach es sehr kühl und sah sehr beleidigt aus.

Lachend ergriff er ihre Hände. „Kommen Sie, Frau Johanna, nicht ne Duldermiene aufsetzen. Wollen uns wieder vertragen! Ja? So!“ Er drückte sie auf ihren Stuhl nieder, zog sein Manuskript aus der Tasche und fing an ihr vorzulesen, unbekümmert, ob es ihr recht war oder nicht.

Johanna war zu Anfang außer sich: seine Art des Widergutmachens verletzte sie fast mehr noch als sein unartiges Sichgehenlassen. Nach und nach aber gewann doch das Intereße an dem Stück die Oberhand in ihr. Ja, er hatte freilich recht, er war wieder völlig der Alte! Beim ersten

Alte hatte sie sich's noch nicht eingestehen wollen, jetzt aber half kein Versteckspielen vor sich selber mehr darüber weg — das Stück war wieder ganz nach seiner frühern Art gemacht: packende Scene, kräftige Schlagworte, wirkungsvoll gestellte Aufschlüsse. An seiner Wahl des Stoffes, an psychologischer Vertiefung reichte es auch nicht im entferntesten an das Argverhöhte heran.

„Nun, wie gefällt es Ihnen?“ fragte er, als er zu Ende war.

Sie zögerte ihre Augenblick zu verschließen, aber dennoch klar ihre Meinung zu vernehmen.

Er zog die Stirn in Falten. „Mit einem Wort, ich kann's gleich ins Feuer werfen, nicht? Taugt ja doch nichts! Deutsche Gleichheit und französische Macht ja — bekannt gute Mischung! Denn so habe ich doch Ihre freundlichen Worte aufzufassen!“

Vor seinem rauhen Wesen traten ihr die Thränen in die Augen. „Ach Gott! So habe ich's doch nicht gemeint!“

„Ach was — gemeint! Es gefällt Ihnen nicht. Haben Sie doch wenigstens die Courage, das offen einzugehen, statt herumzuschleichen wie die Kage um den heißen Brei!“

„Nun und wenn's mir nicht gefiele, so wäre das auch weiter kein Malheur!“ entgegnete sie nun ihrerseits gereizt.

„Ein Malheur?“ Nein. Es ist nur zu merkwürdig, daß einen gerade die sogenannten besten Freunde nie verstehen.“ Witend packte er sein Manuskript zusammen. „Gutenacht!“

„Gutenacht.“ Am nächsten Tag kam er aber schon in aller Frühe wieder.

„Ich glaube, ich war gestern sehr unartig.“

„Ich glaub's auch.“

„De, Frau Johanna, nur nicht wieder Märtyrerin spielen! Sehen Sie, ich kann nicht anders sein, und ich kann nicht anders schreiben. So ist nun einmal meine Natur.“

„Ja, ja, sprechen wir nicht mehr davon.“

Gewiß, er hatte recht mit dem, was er sagte, und es war auch lieb von ihm, daß er seine gestrige, schließlich verzeihliche Ungezogenheit so rasch einräumte und abtat — aber seine Worte gingen ihr doch noch lange nach. „So ist nun einmal meine Natur“ — es war ihr, als ob er sich damit von ihr losgelöst hätte, für immer von ihr geschieden hätte.

Trotzdem änderte sich in ihren Beziehungen nicht viel, nur stritten sie ein wenig öfter als früher, verstanden sich nicht immer so gut. Und doch dauerte es garnicht lange, da las Rudolf Bürcmann ihr das vollendete neue Stück vor. Dabei war er sogar sehr liebenswürdig und gut gefallt: „Kommen Sie, Frau Johanna, machen Sie kein überempfindliches Gesicht dazu! Denken Sie, ich kann meine Stücke doch nicht bloß für Sie schreiben, ich muß doch auch an Publikum denken.“

Sie nickte lächelnd. Es freute sie, daß er sich so viel Mühe gab, sie gut zu stimmen, und dennoch fühlte sie deutlich, daß er's aus jener inneren Ueberlegenheit heraus that, die ihr schon bei seinem allerersten Versuch aufgefallen war — so ganz die klug-freudliche Art, mit der er einem greinenden Kinde eine Zuckerdüte gereicht hätte, um sich seiner Gunst und seines Stillschweigens zu versichern.

Und sie sagte auch nicht mehr viel gegen das Stück, denn er hatte wieder ganz recht, man schreibt seine Stücke für das Publikum, und so war nun einmal seine Natur. . .

Sie wunderte sich nur mitunter, daß er immer noch gerade so kam wie früher — sie hatten einander doch so wenig mehr zu sagen.

Der Herbst kam. Die Woge der Saison fing bereits an sich zu kränkeln, und die Zeitungen erzählten, daß eine der ersten Premieren des Stadttheaters Bürcmanns neuestes Stück, dessen Titel noch unbestimmt, sein werde. Johanna sah ihn nicht sehr viel in diesen Tagen, denn er hatte bis ins Unerbittliche mit den Proben zu thun, von deren Verlauf er freilich sehr befriedigt schien.

„Ich denke, Frau Johanna, wir werden einen großen Erfolg haben.“

„Ich wünsche es Ihnen von Herzen.“

„Uns, uns, Frau Johanna!“

Sie erwiderte nichts mehr.

Und der Abend der Premiere kam, und es war wieder alles wie damals: dieselben Gesichter, dieselben Kommentare, dieselbe feberisch aufgeregte Erwartung. Aber es sollte doch anders werden als damals, ganz anders.

Schon die Exposition fesselte die Hörer in ungewöhnlicher Weise, und unter rauschendem Beifall senkte sich der Vorhang zum erstenmal. Johanna, die in derselben Loge saß wie damals und wieder mit dem dicken Baron Hans, lächelte vor sich hin. Aber den ganzen Abend über, ob sie nun den Vorgängen auf der Bühne folgte, ob sie plauderte, lächelte, oder auch leicht mit dem Fächer gegen den Handrücken der Linken klatschte, den ganzen Abend über ließ es sie nicht los, ein sehnenbes, schmerzhaftes Empfinden — fast wie Heimweh. Nur stärker noch, greifbarer meinte sie, denn mitunter mußte sie die Hand aufs Herz pressen, weil es ihr buchstäblich wehe that. Und je heutzutage nach jedem der kunstvoll konstruierten Aufschlüsse der Beifall tönte, desto heißer, sehnsüchtiger stieg es in ihr auf: „O, wenn es doch vorüber wäre und sie heim könnte — Heim, und alles verschlafen: das Stück, den Abend, das ganze letzte Jahr und die Erinnerung dazu!“

So oft Bürcmann vor der Rampe erschien, verneigte er sich zu ihr hin. Als sie es zuerst bemerkte, glitt es wie Spott über ihr Gesicht.

Strahlend vor Freude kam er nach dem vorletzten Akt in ihre Loge.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück,“ sagte sie aufrichtig, nachdem der dicke Baron Hans seine etwas umständliche Gratulation losgeredet war.

Er schüttelte ihr kräftig die Hand. „Danke, danke, liebe Frau! Na, sehen Sie, wer hatte recht?“

„Natürlich Sie!“

„Natürlich — o, Sie Spottvogel!“ Am liebsten hätte er sie geküßt — so selig war er.

„Gelt, Sie gehen nicht mit uns? Ja, ja! Es ist eine ganz große Gesellschaft bei einander —“

„Dann werden Sie mich nicht vermissen, denn ich kann nicht mit.“

„Ja, bin jetzt schon übermüdet.“

Er versuchte ihr gut zuzureden, aber sie blieb bei ihrem Nein. Da fing er an ernstlich böse auszufehen, und nun gab sie nach.

Eilig küßte er ihre Hände. „Das ist nett, daß Sie mitkommen! Verzeihen Sie, ich muß jetzt gehen, der letzte Akt fängt gleich an. Da — schon das Zeichen! Also auf Wiedersehen nachher!“ Glücklicherweise stürzte er davon.

Nach diesem Schlusssatz steigerten sich die Huldigungen zu Ovationen. Bürcmann konnte sich garnicht oft genug verneigen, wieder und immer wieder wollten sie ihn sehen. Man klatschte frenetisch, man rief jubelnd seinen Namen, die Offiziere stießen dröhnend ihre Säbel auf, enthusiastische Damen schwenkten die Taschentücher. Johanna war's, als lege jede einzelne dieser Huldigungen eine Meile zwischen sie und den blonden Hünen, dem lachenden Helden des heutigen Abends, der kommenden Tage.

Beim Souper dann war sie zerstreut und langweilig, aber Bürcmann in seinem Freudentaumel über sah es vollkommen. Und gerade so war's ihr recht. Nur so unbemerkt wie möglich loskommen, davon schloß sie sich — und haufte — zu sich selbst.

Der Tag begann bereits zu grauen, als sie heimkam. Die Augenlider fielen ihr zu vor Müdigkeit, und doch wäre sie am liebsten garnicht erst zu Bett gegangen. Sie hatte solche Angst vor dem Aufwachen in der Frühe.

Als sie sich dann am nächsten Morgen zuerst in dem Spiegel sah, hätte sie sich beinahe gewundert, daß ihr Bild ihr nicht weißhaarig entgegenblühte. Und ein Gefühl großer, totenhafter Ruhe lagerte über ihr.

Bürcmann, den sie zu Tische geladen hatte, erschraf über ihr Aussehen. „Sind Sie krank?“

„Nein, nur ein wenig nervös.“

Er küßte ihre Hände. „Gutes Geschöpfchen! Haben Sie sich um Meinestwillen so heruntergebracht?“

„Um Ihre Willen.“ Schon früher einmal hatte sie ihm die Worte gesagt — heute aber hätte sie laut hinauslachen müssen, daß er sie in seiner naiven Selbstüberschätzung so völlig mißverstand. Er war an diesem Tage rückwärtschäppler, vorzig, als er es je sonst gegen sie gewesen — sie merkte es wohl, aber sie empfand es nicht mehr. Sie hätte es auch nicht mehr empfunden, wenn er unliebenswürdig oder unwirsch gewesen wäre.

Nach einigen Tagen schien alles allgemach eine gewisse Veränderung in ihrem Wesen aufzufallen. „Ich habe den Eindruck, als freute Sie mein Erfolg garnicht.“

„Doch, ich freue mich.“

„Doch, ich freue mich! Wie enthusiastisch das klingt!“ Er fing an ungeduldig zu werden.

„Sie haben ja jetzt auch noch so viele andre, die sich mit Ihnen freuen —“

„Aha, die alte Leier! Immer die Eifersüchteleien!“

„Ja, immer.“ Die blassen Lippen lächelten so ironisch dazu, daß er es unmöglich übersehen konnte. Und nun geriet er in Wut.

„Ich glaube gar, Sie machen sich über mich lustig?“

„Nein, nein.“

„Ja doch!“

„Ach nein.“ Ihre Stimme klang sehr müde.

„Sie interessieren sich garnicht mehr für mich.“

„Doch.“

Er lachte höhnisch auf. „Schon wieder dies begeisterte „Doch!“ Ich gehe — adieu! Ich sage nicht auf Wiedersehen, denn es ist Ihnen ja doch am liebsten, wenn ich nicht mehr komme.“

Er machte eine Pause und erwartete einen gewaltigen Aufschrei. Sie aber senkte den Kopf und schwieg. Da ging er. Aber schon am nächsten Morgen kam er wieder. „Verzeihen Sie mir. Ich war wieder einmal recht grob!“

„Ja.“

„Es thut mir auch sehr leid. Aber Sie sollen eben nicht verstimmt und nervös sein, nicht jetzt, wo ich den ganzen Tag tanzen möchte vor Freude!“

Der ganze Mensch gab sich in den paar Worten: seine starke, frohe Empfindungsgabe, die lebenswichtig-kindliche Art, sie zu äußern, das naive Verlangen, sich selbst als Mittelpunkt in eines andern Leben zu stellen.

„Vergebung, schöne Frau!“ sagte er mit übermütigem Pathos, sich in gewollt theatralischer Stellung auf ein Knie niederlassend.

Leicht glitt ihre Hand durch sein kurzverschmittenes Haar. Ihre Augen tauchten in die seinen, als wollte sie sich sein Bild einprägen für ewige Zeiten, und um ihren Mund suchte es selbst. „Stehen Sie auf!“ bat sie leise.

„Sie sind mir nicht mehr böse?“

„Nein, nein.“

„Gewiß nicht?“

„Ich bin Ihnen gewiß nicht böse.“ Sie blieben noch lange bei einander und schwatzten gleichgültiges Zeug. Als er spät abends heimging, hatte er die angenehme Empfindung, daß nun überhaupt alles in bester Ordnung sei.

Diese angenehme Empfindung hegte er auch noch am nächsten Morgen beim Erwachen, und vergaß recht und dehnte er sich in seinem Bett, daß es unter seinem Rückenkörper ächzte.

Es klopfte. Verzeu! Wer mochte denn jetzt schon kommen? Doch um Gotteswillen kein Besuch! „Herrrein!“

Sein Diener war's, der ihm einen länglichen Brief reichte. Der Dichter lächelte. Blaßblaues Raschelpapier — Frisparfüm — Gott, welch' armes Seelchen kam da schon in aller Frühe angestartet! Als er aber die Aufschrift noch einmal genau ansah, stutzte er. Was hatte Frau Magnus ihm zu schreiben, da sie sich doch täglich sah?

Er setzte sich halb im Bett auf, riß den Umschlag entzwei und las: „Unser Bekanntschaft fing mit einem Brief an und endet mit einem Brief. Ich kam und scheide mit dem Kummer, der vorübergehend ein paar Ihrer Lebensmonate verbüßert hat; nun, da die Freude wieder bei Ihnen eingezogen, ist meine Aufgabe zu Ende, und Sie werden mich leicht entbehren, denn — wir verstehen uns nicht mehr. Ich reise heute mittag für unbestimmte Zeit nach Nizza und möchte Ihnen vorher noch

danken für all das Gute und Kluge, das Sie mir je gegeben. Dies und die herzlichsten Wünsche für Ihre Zukunft sagt Ihnen Johanna Magnus.“

Wütend schleuderte er den Brief auf seinen Nachttisch. „Dummes Frauzenzimmer! Verstehen uns nicht mehr!“ Im Gegenteile — jetzt hätte man erst angefangen, sich zu verstehen, jetzt, da er bei Laune war! Aber freilich, die Weiber! Wenn man nicht nach ihrer Pfeife tanzt! Na, und das that er nicht, er, Rudolf Bürcmann! — Er legte sich wieder der Länge nach hin und pffiff ärgerlich durch die Zähne.

Indessen trug der Frühlingsschlag Johanna dem sonnigen Süden entgegen, und bei jeder Umdeutung, die sie rasselnden Räder machten, war's ihr, als sollte sie aufjubeln und aufweinen zugleich, daß sie sich mehr und mehr entfernte von dem Lande, in dem der junge Lorbeer Rudolf Bürcmanns zu frischer Blüte gelangt war.

— Ende —

Das neunzehnte Jahrhundert.

Ein Rückblick von D. Haef.

Nachdruck verboten.

Das achtzehnte Jahrhundert wurde vorzugsweise „das illustre Jahrhundert“ genannt; sein Nachfolger darf mit Recht den ihm verliehenen Titel eines „wissenschaftlichen Jahrhunderts“ für sich in Anspruch nehmen. Sind doch die verschiedenen Benennungen, wie: Zeitalter des Dampfes, der Maschinen, der Elektrizität, des Verkehres, und wie sonst noch das große Neunzehnte genannt wurde, im Grunde genommen nur Teilbezeichnungen des Ganzen, die Krystallflächen des herrlichen Gebildes, das sich aus der Ewigkeit herauskörperte. Unter „wissenschaftlich“ haben wir hier hauptsächlich die Naturwissenschaften in weitem Sinne zu verstehen, als deren Aeste einen nicht nur die vielverzweigte Technik zu betrachten haben, sondern auch die Philosophie, welche ursprünglich das war, wozu sie heute größtenteils wieder geworden ist: Naturphilosophie.

Uebrigens wäre nichts unrichtiger, als unserm Jahrhundert die Herstellung des menschlichen Wissens zuzuschreiben und spöttisch auf das Wirken der Vergangenheit zu blicken. Es hat nur fortgesetzt, was andre geschaffen oder vielmehr ebenfalls nur fortgesetzt haben, und wenn sich die breiten Wellen rüber als einst ergossen haben und noch ergießen, so liegt dies vor allem darin, daß manche der künstlichen Wehren und Stauungen der menschlichen Entwicklung glücklich beseitigt wurden; ferner auch in der kaum noch gewürdigten Thatsache, daß die Zimmer unserer Erkenntniß — und weider auch unsterblicher Zerstörer — nicht arithmetisch, sondern geometrisch erspalt, keine Addition, sondern eine Multiplikation ist. Es wird eine schöne, wenn auch keine leichte der Zukunft sein, die kulturelle Entwicklung der Vergangenheit verständnisvoll zu schildern, darzulegen, wie ein scheinbar unbedeutendes oder fernliegendes Geschehnis Umwandlungen hervorrief, deren Ursprung die oberflächliche Betrachtung überall eher als ihren suchen würde, und deren Urheber die Folgen weder im Auge hatten, noch auch ermessen konnten. Wer wollte auch so leicht in Betracht ziehen, daß es nicht zum geringen Teil der verbesserten Waffentechnik zuzuschreiben ist, wenn unsre Städte ihre steinerne Umwallung sprengten und damit den ersten großen Schritt zu jener Ausdehnung machten, welche charakteristisch für das neunzehnte Jahrhundert ist? Wohl ließen sich hierfür auch noch andre Gründe anführen, die aber keineswegs den ersten entkräften können; sie beweisen nur die endlose Verkettung aller Dinge, die nach allen Seiten hin verbunden sind. Der Haß Napoleons I. gegen England war der Hauptförderer der Rübenzuckerfabrikation — Napoleon versuchte beiderseitig, England durch die Kontinentalsperre zu schädigen, durch das Verbot der Einfuhr englischer Importen in Europas festländischen Häfen — die anfangs ungeheure technische Schwierigkeiten fand, sodaß ein berühmter deutscher Professor diese heute fast allgemeine Herstellung für unmöglich erklärte. Talleyrand spie eines Tages ein Stückchen Rübenzucker aus, wobei er seinen Unmut mit dem komischen Ausruf zum Ausdruck brachte: „Geh, laß dich zu Zucker machen!“ Diese Kritik mochte ebenso trefflich wie kurz sein, denn Napoleon verbot ihre Weiterverbreitung.

Am Talleyrands Namen knüpft sich übrigens eins der bedeutendsten Ereignisse für unsre Wissenschaft, eine der vordersten kulturellen Großthaten unsres Jahrhunderts, als dessen eigentlichen Beginn wir füglich den Ausbruch der französischen Revolution betrachten können. Am 8. Mai 1790 trat nämlich auf seinen Vorschlag hin eine Kommission für die Herstellung einer Gewichtseinheit zusammen. Männer, wie Laplace, Lavoisier, Coulomb und Lagrange gehörten dieser Kommission an, die durch Feststellung des metrischen Systems eine Arbeit verrichteten, von der Molechott behauptet, daß sie mit jedem kommenden Geschlecht höher geschätzt werden wird, „weil sie die menschlichen Sinne mit einem Hilfsmittel der Untersuchung bereichert hat, das von keinem andern übertroffen worden ist und in der Allgemeinheit der Anwendung von keinem andern übertroffen werden kann.“ Zum erstenmal gab es ein Gewicht, das auf so sicherer Grundlage ruht, daß selbst die Zerstückung aller jetzt vorhandenen Maße uns in keine dauernde Verlegenheit setzen könnte. „Von der Sicherheit in Maß und Gewicht hing die Ausbildung der Chemie, der Physik, der Physiologie in gleichem Grade ab.“ Mit der untrüglichen Wage in der Hand konnte nun Lavoisier nachweisen, daß die Erzeugnisse der Verbrennung stets schwerer sind, als der verbrannte Körper, und zwar genau um so viel schwerer, als das Gewicht der Luft beträgt, mit der sich der Gegenstand bei seiner Verbrennung verbindet. Das Märchen von dem Feuergeist, der jedem brennbaren Körper das Märchen sein sollte, verschwand ebenso, wie einige Jahrzehnte später die Märchen von der Lebenskraft, die jedem Lebendigen zu eigen wäre, verschwinden sollte, und die Bahn zu wichtigen Forschungen war gebahnt: der Kreislauf des Lebens konnte ermessen, es konnte gezeigt werden, wie die Natur mit einigen wenigen Stoffen alles Vorhandene im Werden vergehen, im Vergehen werden läßt. Die Unsterblichkeit der Materie wurde erwiesen, genau so wie später die Unsterblichkeit der Kraft erwiesen werden sollte.

Nicht ohne bestimmte Absicht verweilte ich etwas länger bei einem Beispiele, an dem das Publikum leicht achlos vor-



Triumphbogen des Konstantin in Rom.

übergeht. Mochte ja, trotz der anerkannten Wichtigkeit des metrischen Systems, fast ein Jahrhundert vergehen, ehe es zur allgemeinen Geltung kommen konnte, geschweige, daß es ausschließliche Geltung gewonnen hätte. Eine ähnliche gewaltige, der Menge großenteils unbekanntes Thatsache hat das Mikroskop vollbracht. Es wies uns die Verwandtschaft zwischen Menschen und Pflanzen nach; es lehrte die Zelle näher kennen, und eine kühne, etwas spekulative Forschung will schon eine Verwandtschaft zwischen dieser und dem Krystall herausgefunden haben und somit eine Verbindung zwischen Organischem und Unorganischem, zwischen lebendiger und toter Materie, eine Hypothese, die keineswegs so phantastisch ist, wie sie mancher hinstellt, wenn wir in Betracht ziehen, daß es dem bedeutenden Chemiker Wöhler gelungen ist, einen organischen Stoff künstlich herzustellen, was bis dahin unmöglich schien. Das Mikroskop war es ferner, das uns mit der Welt des unendlich Kleinen bekannt machte, durch die Entdeckung der Bazillen die Heilkunst zu einer bisher ungeahnten Höhe hob. Aber auch hier sind wir nur zu leicht der Unterschätzung geneigt und häufen alle Bewunderung auf die mehr ersichtlichen Erfolge der Chirurgie, die allerdings im neunzehnten Jahrhundert gewaltige Fortschritte aufzuweisen hat, aber keineswegs den Vorrang verdient.

Treten wir aber aus der stillen Studierstube des Naturforschers hinaus in den hellen, breiten Sonnenschein, wo das

dividuum von der Gesamtheit abhängiger als einst gemacht wird. Ob diese Bestimmung auch vollkommen erfüllt wird, soll hier nicht näher erörtert werden.

Die Fülle des Geschaffenen hat uns jedoch etwas abgestumpft gegen die natürlichen Wunder der Technik. Würde heute oder morgen das Problem der Luftschiffahrt in vollkommener Weise gelöst — das Wort Luftschiffahrt soll hier keineswegs ein Prinzip andeuten, sondern nur als gebräuchlicher Ausdruck hier stehen — wir würden das mit aller Ruhe der Selbstverständlichkeit hinnehmen, als könnte es garnicht anders sein. Und doch ist es kaum ein Jahrhundert her, daß Mongolfière sein erstes Ballöndchen steigen ließ, wovon seine heimische Zeitung nur kurzweg zu vermelden wußte: „Und ein anderer Narr will fliegen.“ Große Fortschritte haben wir seit jenem Tage auf diesem Gebiete nicht gemacht: der Luftballon ist noch immer ein Spielzeug für Wind und Wetter, und die Lösung dieser Frage dürfte wohl in anderer Weise erfolgen.

Es wäre vielleicht unrichtig, wenn wir nun folgern wollten, wir ständen den neuen Erscheinungen mit einer gewissen Blasiertheit gegenüber; es dürfte vielmehr eher eine Art Betäubung sein, die das Gefühl der Bewunderung oder auch Bewunderung nicht mehr so kräftig hervortreten läßt, wie es die Einzelercheinungen beanspruchen mögen. Es ist uns mehr zu Gefühl als zu Bewußtsein gekommen, daß die Grenzpfeiler des menschlich Erreichbaren weit hinausgerückt wurden,

Leben laut aufwogt und schäumt und das Brausen der Dampfmaschinen, das Schnurren der Räder ein größeres und farbenfatteres Bild des Fortschritts unsrer Zeit geben! Wo es bald säuselnd, bald stürmisch durch die den Erdball umspannenden elektrischen Drähte geht, als wären es Saiten einer Riesenharpfe, auf welcher der Weltgeist das Hohelied der Schöpfung singt, die seit Milliarden von Jahren in steter Entwicklung fortwährt. Hier finden wir, was der Tag heischt und die Stunde braucht, und jeder Tag und jede Stunde bringt auch Neues, bestimmt der Wohlfahrt zu dienen, das Leben angenehmer und bequemer zu machen, gleichviel ob dabei durch die vermehrte Arbeitsteilung das In-

weiter, als selbst der geschärfte geistige Blick zu erkennen vermag.

Wir nehmen es als selbstverständlich hin, daß wir mit einer leichten Reibebewegung Feuer entzünden können, und es fällt uns dabei kaum ein, daß wir selbst in unsrer Mitte noch Greife besitzen, die in ihrer Jugend mühsam mit Stahl und Stein den Funken hervorzuloden versuchten. Ein leiser Druck des Fingers und die elektrische Glöde ruft Leute aus den fernsten Winkeln des Hauses herbei, ein flinkes und auch ruhiges Mittel, verglichen mit den schwerfälligen Klopfen, die noch anfangs des Jahrhunderts an den Hausthoren zu finden waren. Selbst in der dürftigsten Hütte wirkt heute die Petroleumlampe einen hellen Schein, während noch vor Jahrzehnten das trübflackernde, mit ranzigem Fett gefüllte Dellämpchen oder die Talgkerze allgemein im Brauch war, sofern nicht der qualmende Kienspan, der, in einer Eisenklammer befestigt, von der Decke herabhängt, die Stelle vertrat. Selbst das, was als „taufendschimmeriger, heller Kerzenschein“ gepriesen wurde — was ist es gegen unser elektrisches Licht, den echten Prometheusfunken, der, jenem Giganten gleichend, den Himmelserschütterungen trogen zu wollen scheint. Wo früher der Wagen auf holperigen Straßen wochenlang mühsam dahinzog, seine Insassen allen Mühen und Fährlichkeiten des Wetters und des Weges aussetzend, fährt heute der Schnellzug in wenigen Stun-



Junge Römerin.



Das Kolosseum in Rom.

den dahin, oft ausgerüstet mit Behaglichkeiten, wie sie nur ein elegantes Heim bieten kann. Wenn noch vor Jahrzehnten ein schriftlicher Gedankenaustausch z. B. zwischen Berlin und Wien Wochen brauchte, so vermittelt das heute die Post in kurzen Stunden, der Telegraph in wenigen Minuten, ja wir können sogar bequem von unserm Schreibtisch aus auf diese weite Entfernung hin telephonisch eine mündliche Erörterung vornehmen. Blitzschnell — das Wort hat fast aufgehört, Hyperbel zu sein!

Daß diese Neuerungen, einzeln und in ihrer Gesamtheit, unsre ganze Lebensweise umgestalten müssen, ist selbstverständlich. Und vieles, was uns heute unvollkommen und mangelhafter als Gewesenes dünkt, ist in den meisten Fällen nur ein Uebergang; andres wieder kann die verjäherte Form nicht ausfüllen, in der wir es aus Hang am Hergebrachten stecken lassen. Wie sehr auch der Mensch geneigt ist, der Mode seinen Tribut zu widmen — und die Mode ist keineswegs nur ein Kind der Laune, sondern ein sehr erheblicher und bedeutender Kulturfaktor, eine Triebfeder des Fortschritts — unser Fühlen und Denken steckt viel länger in veralteter und mehr noch ausgewachsener Tracht als unser Körper, und manches, was Gleichgültigkeit, Tadel oder gar Spott erweckt, wenn es unschön daherschreitet, wird unsre Bewunderung hervorrufen, wenn es, von der ungeziemenen Vermummung befreit, die ganze Pracht seiner Gestaltung zeigt.

Mondnacht in Rom.

Von Emil Roland.

Hierzu sechs Illustrationen.

Nachdruck verboten.

In der römischen Vollmondnacht zieht es den Fremden in erster Linie zum Kolosseum. Das ist alte Tradition, hergebrachte Sitte, die aber, weil sie von vielen Hunderten betrieben wird, schließlich einen Anflug von Sport bekommen hat.

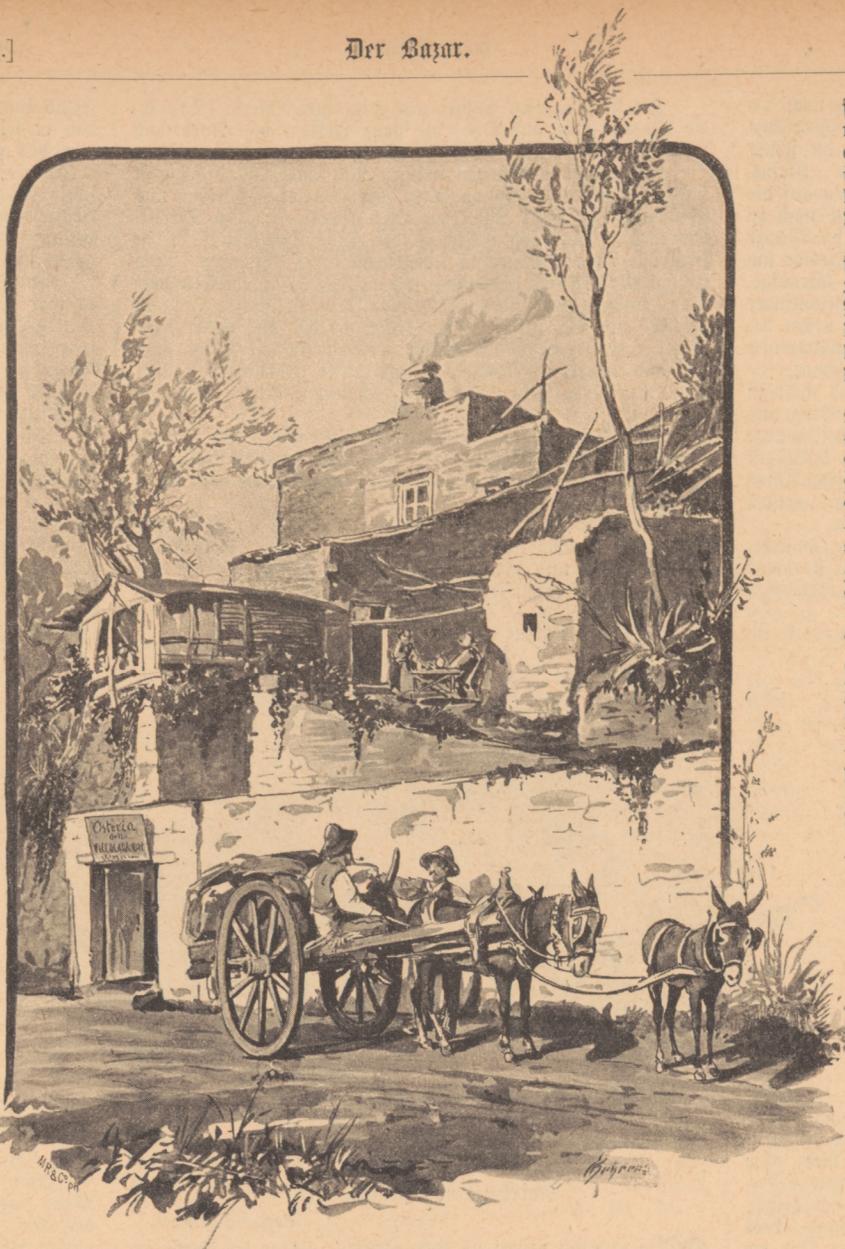
Ueber das feierlich stille Forum romanum gleiten, lange bevor die erste Scheibe aufsteigt, Scharen von Menschen, dem dunklen Riesenbau entgegen, der seine Umrisse gigantisch in die Luft zeichnet. Wie Ameisen wimmeln sie in die größte aller Ruinen hinein; von allen Seiten strömen sie herein, um hier das Wunder anzustauen, das der Vollmond im Verein mit den weltgeschichtlichen Kulissen der Aetna Roma vollbringt.

Und ein Wunder ist es; für das Auge und das Gefühl — ein Wunder, dessen Erhabenheit nur dadurch gestört wird, daß eine bunt zusammengewürfelte Menschheit sich hier gegenseitig auf die Füße tritt, daß der antike Boden sich zum vanity fair umwandelt und niemand zehn Schritte weit gehen kann, ohne — wie beim Turmbau zu Babel — von den verschiedensten Sprachen umschwirrt zu sein, ohne anhören zu müssen, wie lognonbewaffnete english women selbst bei Mondschein allerhand Kolosseumsdaten im Handbuch suchen, wie der Globustrotter von Profession irgend einer überseeischen Schönheit die Cour schneidet und der deutsche Enthusiast ungefragt seine gedulderfordernden Erklärungen abgibt.

So etwas ist fatal. Man mag nicht überall in der Welt daran erinnern werden, daß du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas; man fordert doch zuweilen, daß eine Stimmung unentweicht bleibe, in gewissen lang ersehnten, glückseligen Momenten — und dazu zählt wohl jeder eine Vollmondnacht in Rom!

Wir flüchten baldmöglichst in die Stille des westen Forum. Der Triumphbogen gegen das Konstantin Forum und der Titusbogen ragen gegen uns zu beiden Seiten. Die verschlossenen Kirchen der alten Götter Roms stehen stumm und feierlich zu beiden Seiten. Kein Lüftchen regt sich. Nur vom Palatin klingt leises Wipfelrauschen herab, und die Schritte klingen seltsam durch die totenhafte Ruhe ringsum.

Ein heller Schein flutet durch die Luft, ein weißer, ätherischer, fast silberner Glanz. Und doch ist der römische Mond keineswegs ein „Silbermond“ wie in deutschen, lyrischen Gedichten, sondern gelblich und farbenwarm, eine wie aus Gold gegossene Scheibe.



Osteria bei Rom.

Das Licht liegt breit und voll auf der Straße, die zum Lateran führt. San Clementes unterirdische Wunder ruhen geheimnisvoll am Wege, den wir entlang schreiten. Da wirft der ägyptische Obelisk seinen langen, schmalen Schatten über den uralten Platz. Kein Mensch, wohin man blickt, und doch

scheint alles hier lebendig! Von den großen, steinernen Gestalten auf dem Dach des Palazzo geht es wie Bewegung aus. Ueber der kleinen Kapelle, in der Kaiser Konstantin sein Haupt zur Taufe im Rosenwasser badete, weht es wie Geisterhauch.

Dort unten liegt die Campagna; endlos dehnt sie sich im Schimmer der Frühlingsnacht. Ein paar große Schimmer der aufsteigenden Nebel. Weiter hinaus verschwimmt das Land in den Himmel und verschleiert die Wunder der Gebirge. Die heilige Stille ist eine Erlösung nach dem alltäglichen Getriebe im Kolosseum.

Am Droschkenstand hält bewegungslos ein Fiaker. Der Kutscher mit seinem alten, echten, streng geschnittenen Römerprofil träumt in die Nacht hinaus mit offenen Augen. Er mag bei Tage habgierig und zerlumpt aussehen — bei Mondlicht aber stempelt die hagere Gestalt zum vero Romano, ob er auch zehnmal ein Droschkenführer ist. Er fährt uns an Maria Maggioro's prächtigem Riesenbau vorbei den Thermen des Diokletian entgegen.

Das Pfeifen der Eisenbahn stört plötzlich den Mondscheintraum. Elektrisches Licht flutet auf die grauen Mauern. Die Tramways halten aufgereiht vor dem Bahnhof. Tuchumwickelte Ankömmlinge, die von römischen Erkältungen gekräftigt haben und übertrieben vorichtig sind, wie alle Fremden hier in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes, stürmen aus dem Portal und winden sich allmählich durch die oblige Aufgangsenttäuschung, die das moderne Rom bereiten soll.

Aber auch das mildert der Mondschein. Der herrliche Springbrunnen, der die via Nazionale abschließt, läßt aus zahllosen Röhren das klare Wasser der Acqua Marcia im elektrischen Licht emporsprudeln. Die neueste Straße Roms mit ihren Bäumen und Läden, mit ihrem Boulevard-Anstrich, der fast nach Paris oder Brüssel versetzen könnte, leuchtet einladend da.

Der Vollmond spielt für sie keine Rolle. Wer dort flaniert, thut es des Flanierens wegen, nicht um feinetwillen.

Wir fahren am Quirinal vorbei. Die riesigen Kofferbändler mit den kolossalen Schattenschauern aus steinernen Augen seltsam lebendig in die Nacht, als lauchten sie auf irgend einen Ruf aus der nächtlichen Stadt — zum Krieg, zum Fuchterspiel, zum Opfer für die Götter...

Sie verschwinden. Eine dunkle Straße mit verschlossenen Läden nimmt uns auf, ein Ausruheplatz für die Augen, die gleich nachher einem so hellen Wilde begegnen. Um die nächste Ecke liegt, von elektrischem Glanz begoffen, von hohen Häusern und Kirchenfassaden umragt, vor uns die Fontana di Trevi. Man behauptet, daß sie nicht der schönste Brunnen von Rom sei, aber bei Mondschein kommt doch kein anderer ihrem magischen Zauber gleich, und der alte Aberglaube, der den Scheidenden



Das Forum Romanum.

Fremdling mit ihr verknüpft, giebt seinen Ideenreiz noch dazu. Man möchte stundenlang zu dieser Fontana herübersehen zur Nachtzeit, wenn der riesige Neptun schlafmüde an seiner Grotte lehnt und das Wasser unablässig plaudert. Kleine, hungrige Buben liegen auf den Treppen und hoffen auf die Münze, die ein abschiednehmender Fremder vielleicht noch zu so später Stunde in die klare Flut wirft. Wenn sie die Münze im Becken klingen hören, springen sie, sobald der Fremde sich wendet, mit beiden Füßen in das Bassin, und die lebendige, sich freitende und prügelnde Gruppe römischer Bettelkinder nimmt sich wie frische, alltägliche Gegenwart aus neben der steinernen Gestalt, die über ihnen den Dreizack schwingt und in gleichgültiger Starrheit ewig in dasselbe Wasser schaut.

Gottlob! Wir brauchen den Abschiedsolddo noch nicht zu opfern, und indem wir den mantelummüllten Fremdling aus tiefer Seele bedauern, der dort gerade seine Scheidemünze sucht, rollen wir dem spanischen Plaze zu, über den selbst zur Nachtzeit noch der Duft zahlloser Rosen und Drangenblüten weht, das Parfüm der Piazza, auf der bei Tage die meisten Blumenläden Roms ihre blühende Pracht ausbreiten.

Kein Modell auf der berühmten Treppe. In wunderbarer Helle leuchtet oben die Trinita de Monti-Kirche, strahlend gegen den dunkelblauen Himmel wie die prachtvoll aufgebaute Dekoration einer Feenoper.

Aber noch feenhafter leuchtet die Piazza del Popolo im Mondlicht. Wieder ein Delisk! Er wirft den langen, spitzen Schatten vor die Stufen der Kirchen hin, die hier Wache halten am Ende des Corso, dem altberühmten Thore gegenüber, durch das einst der römische Pilger seinen Einzug hielt auf den ersehnten Boden des langgeliebten Wanderziels. Und die Brunnen rauschen ihr feierliches Lied; der Wind bewegt die Palmen des Pincio und jenseits der Mauer die Wipfel des Borgheegartens. Alles verrät den Süden und Italien, und doch ist es gerade dieser Platz, an dem deutsche Erinnerungen gleichsam Posten stehen und die Gedanken den großen Geistern des Vaterlandes urplötzlich zuwenden. Denn vor uns, neben der Kuppelkirche Santa Maria, wohnte Luther unter dem langen Klosterdach am Monte Pincio, und hinter uns hält die helle Tafel eines Korjohauses den Namen Goethe — „Volkango Goethe“ — stolz in den Mondenschein.

Und nun der Corso! Am oberen Ende ist es still, aber der Mitte zu, nahe der Piazza Colonna, luftwandelt das männliche Rom allnächtlich auf und nieder vor dem lichterhellen Café Nazionale, dem Rendez-vous-Platz römischer Klatschzungen. Die Jugend der italienischen Hauptstadt plaudert hier. Die blauen, malerischen Mäntel der römischen Lieutenants („Tenente“, wie die deutsche Zauberformel auf italienisch heißt), kontrastieren mit dem dunklen Gewand des Priesters, dem internationalen Civil des Pflasterretters. Hier ist der Ort, an dem die Mitglieder der verschiedenen Fremdenkolonien, die Buch führen wollen über das Thun und Treiben harmloser Landsleute, alle römischen Tagesnotizen so sicher und gründlich erhalten wie in einem Auskunftsbureau — ein bequemes Detektivbüro, das sich keineswegs eingeschüchtert fühlt von der imponierenden Niesenform der Säule Mark Aurels, die auf dem Colonnaplatz in die Lüfte ragt. Hier ist es lichterhell, und der Mondschein macht keinen Eindruck neben der Pracht der elektrischen Lampen, aber nur hier; das übrige Rom hat nachts stellenweise nicht mehr Lichtverschwendung aufzuweisen als irgend eine kleine deutsche Residenz.

Wir fahren am Pantheon vorbei, dem alten Wunderbau des Agrippa. Das ist nicht wie aus einer Oper, nicht wie aus einem Feenraum. Das ist erhabenste Kunst, an die kein Vergleich sich wagt.

Ein paar Bettler liegen auf den Stufen des Brunnens und starren in die Nacht. Wir schicken sie nach dem Aufstoben, der uns den Tempel öffnen soll. Ein alter, verschlafener Mann humpelt aus dem kleinen Hause gegenüber; das schwere Schlüsselbund klinkt.

Darinnen ist es feierlich still. Durch das offene Dach flutet der Mondenschein ungehindert in den weiten, leeren Raum, und verirrte Strahlen flimmern über die Gräber Raffaels und Viktor Emanuels, der großen Söhne so verschiedener Tage.

In Sankt Peter redet jeder Fremde unbeirrt wie in einem Gesellschaftszimmer — im Pantheon verstummt ein jeder, unbewußt gebannt von der höheren Majestät des alten Römertempels, als wären alle die Götter, denen er geweiht war, noch heute zugegen und thronten unsichtbar über dem Altar.

Wir schließen im Weiterfahren die Augen, damit uns der seltsame Eindruck nicht zu bald verfliegt — aber dort rauscht schon der Tiberfluß, dort ragt die Engelsburg, das riesige Grabmal, und vom Rom der Kaiserzeit, der Agrippa und Habriane geht es zum Rom der Päpste, zu den Kolonnaden von Sankt Peter.

Der Nachtwind treibt die Wasser der Brunnen wie weiße Gazeschleier nach links. Die Flut bestäubt uns im Vorüberfahren. Geradeaus ragt der Dom, die Niesenkirche der Christenwelt, deren Größe sich so langsam begreifen läßt und die man immer wieder aufs neue verwundert anschaut, weil man sich so schwer zurechtfindet in ihren Dimensionen. Die Dächer des Vatikan liegen im Schatten. Wenige Lichter auf dem Platz; aber der Mond zeichnet jedes Apostels gigantischen Umriß deutlich über dem Kirchendach auf das nächtliche Firmament — gewaltige Wächter, die wie die Hüter der Christenheit dazustehen scheinen. Berninis Kolonnaden ziehen ringsum den ichöngewöhnlichen Kreis. Wir halten lange vor der breiten Freitreppe, in Staunen und Genuß versunken über all die mitternächtliche Pracht — „und ein zweiter Himmel in den Himmel steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.“ Die Poesie der Menschenleere herrscht zur Nachtzeit an dieser Seite des Tiber. Man hat es ganz für sich, dies wie ausgestorben daliegende Rom, das augenblicklich niemand registert als der Vollmond.

Jenseits des Tiber wird es wiederum lauter. Auf dem Campo di Fiore spielt eine Musikbande. Schwankende Lichter fallen auf die südlichen Dale junger Mädchen, die von Trastevere herübergelaufen sind, gelockt von den Tönen der Musik. Arme Schluder mit Sandalen an den Füßen lehnen in angebotener Grazie — vornehmer in der Haltung als mancher Fürst von Geblüt — an Giordano Brunos Postament oder dem steinernen Portal des Palazzo Farnese.

Im Vorüberrauschen schlägt uns aus einer Osteria (Schenke) die Modemelodie ans Ohr, die ganz Italien von Nord nach Süd durchklingt: „Funiculi, Funicula...“

Und an immer neuen Kirchen und Palästen vorbei geht unsre Fahrt ihrem Endpunkt zu, dem Kapitol. Ueber uns schimmert Ara Cöli mit den alten Löwen an der Treppe. Wir steigen aus und gehen zu den Dioskuren hinauf, deren kraftvolle Arme fast wie in lebendigem Weiß erglänzen. Noch einmal Marc Aurel, aber nicht, wie auf der Säule am Colonnaplatz, wirkungslos und entweiht von dem kleinlichen Alltagsgetriebe am Postament. Hier beherrscht der alte Cäsar seine Welt; hier streckt er die Rechte gebietend in die Nacht, und niemand würde wagen, jene heilige Stille zu stören, die über dem tarpejischen Felsen und dem Schauplatz altrömischer Geschichte liegt.

Vom Senatorenpalast schlägt es Mitternacht. Die Geisterstunde der alten Roma bricht an. Der Fremdenstrom des Kolosseum hat sich verloren, und auf dem Forum hallt kaum ein Schritt mehr.

Die gelbe Mondscheibe aber segelt ruhevoll am Himmelmeer weiter. Wir werfen unsre Plaid's auf die Tempelstufen des Romulus und schauen ihr, dorthin gelagert, lange zu. Wir denken nicht an Fieber und Kühle und fühlen nur, daß wir glücklich sind — denn die Liebe zu Rom ist die beglückendste, die es auf Erden giebt.



Die Frau Amtsrichter.

Novellette von Julius Weil.

Nachdruck verboten.

Wie glücklich waren sie doch gewesen, als er die Stelle in Hohenthal bekam! In dem einen Jahr ihrer Ehe hatten sie drei Unzige mit der Eisenbahn gehabt, so oft waren sie von einem hohen Ministerium hin und hergeschickt worden. Nun hörte das Nomadenleben auf, nun waren sie festangestellt, und wenn sie nicht wollten, brauchten sie nie mehr von hier fortzugehen. Und sie dachten auch gar nicht daran. Hohenthal war keine Großstadt, eher das Gegenteil davon, aber es lag in einer herrlichen Landschaft, mitten in den Bergen, und die Menschen waren von gutherziger, frohlebiger Art. Kaum ein Monat verging, da fühlten sie sich so heimisch hier wie kaum die Kinder der Stadt, wurden auch nicht anders von den Hohenthalern angesehen, denen sie beide ausnehmend gefielen: der stattliche, seine Würde mit Bescheidenheit tragende Amtsrichter und die jugendliche, immer heitere Frau Amtsrichter. Fehlte aber noch irgend etwas zu ihrem vollkommenen Glück, so brachte es das pausbäckige Bürschchen mit, das nicht lange darauf die Seelenzahl von Hohenthal vermehrte und das stille Amtsrichterhaus mit Kinderlärm und -Lust erfüllte.

Doch es scheint wirklich so, als ob wenig Menschen ein vollkommenes Glück ertragen können; die meisten bemühen sich alsbald ein Stückchen nach dem andern davon loszubekommen, bis es eines Tages krachend zusammenstürzt; dann sitzen sie weinend auf den Trümmern und klagen den Himmel an statt ihren eignen Unverstand.

So erging es auch unserm Ehepaar. Frau Sophie zwar genoß mit dankbarem Sinn, was das gütige Geschick ihr beschied; er aber begann an der vollbesetzten Tafel zu hungern und froh unter der strahlenden Sonne. Die ersten vier, fünf Jahre war alles schön und gut. Das Amt machte ihm Freude und ließ ihm hinreichend Zeit zur Erholung und zu privaten Studien; seine gesellschaftliche Stellung war die beste: wo irgend ein gemeinnütziges Unternehmen geplant, ein künstlerisches Beginnen im Werke war, stand sein Name an erster Stelle. Aber plötzlich erklärte er der darüber nicht wenig erschrockenen Gattin, er halte es in diesen kleinlichen Verhältnissen nicht mehr aus, er müsse fort von hier. Vergebens suchte ihm Frau Sophie, die, obwohl Großstädterin, ihrer Natur nach einem Leben in der Enge zuneigte, die Reize der Gegenwart: ihr häusliches Wohlbehagen, ihre angesehene Stellung, dazu die Hingebung der neuen Freunde und die Annehmlichkeit der Hohenthaler Natur in verlockenden Farben darzustellen; vergebens erinnerte sie ihn daran, mit welchen Gefühlen er die Stelle angetreten. Er blieb dabei, er müsse fort, sonst gerate er in Gefahr zu verbauern, auch entbrehe er für seine wissenschaftlichen Arbeiten aller Hilfsmittel, sogar in seinem Interesse für allgemeine Bildungsfragen fange er an nachzulassen — kurz, er müsse fort!

Er beantragte denn auch an zuständiger Stelle seine Versetzung in eine größere Stadt. Die Erfolglosigkeit dieses Schrittes verbesserte seine Stimmung nicht, sie wurde nur um vieles schlimmer. War es bisher nur ein Gefühl allgemeinen Unbehagens gewesen, ein mehr unbewußtes Sichhinaussehen in die Welt, so trat jetzt das Verlangen nach einem Wechsel seiner Stellung immer dringlicher hervor, leider gemischt mit einer Bitterkeit, für die es an jeder vernünftigen Ursache fehlte. Er fing jetzt an, die amtliche Laufbahn gleichaltriger Freunde zu verfolgen und fand heraus, daß er schlecht behandelt werde. So oft er las, daß ein Bekannter an eine bessere Stelle gekommen oder gar befördert worden war, klagte er über himmelschreiende Ungerechtigkeit. Er sprach die Ansicht aus, daß er es den ungerecht Bevorzugten mindestens gleich thue an Tüchtigkeit und Wissen; er müsse irgendwo einen

Feind haben, der ihm seine Karriere verderbe; er sehe jetzt ein, daß er seine besten Jahre in diesem elenden Neste — so weit war das gute Hohenthal schon in seiner Achtung gesunken — vertrauere, seine besten Kräfte hier nutzlos vergeuden müsse, selbst seine litterarischen Arbeiten — womit er verschiedene Fachzeitschriften von Zeit zu Zeit erfreute — fänden keine Beachtung, als dächten die Leute, was könne für ein Licht ausgehen von Hohenthal.

Und er melbete sich zum zweiten- und drittenmal fort, und es war beidemal umsonst. Nun klang die Rede aus einer andern Tonart: „Was nützen Fähigkeiten, Kenntnisse, Leistungen, wenn man keine Beziehungen, keine einflußreichen Gönner und Freunde hat! Man muß halt mit einer Betterschaft auf die Welt kommen oder sie erheiraten, wenn man vorwärts kommen will. Unjereins aber — du lieber Gott!“

Frau Sophie, an die sich alle diese Klagen wandten, war tief unglücklich über die Veränderung, die mit ihrem Gatten vorgegangen war. Sie wollte sich's nicht eingestehen, aber sie hatte das dunkle Gefühl, als richteten seine Stachelreden ihre Spitze gegen sie; denn sie war weder vermögend noch von einflußreicher Familie, und er hatte sie trotzdem auserwählt, weil er sie liebte. Reute es ihn nun? Hatte der Ehrgeiz die Flammen der Liebe in seinem Herzen erstickt? Sie hatte in der neuen Heimat eine mütterliche Freundin gewonnen. Der schüttete sie, da sie einst gar zu traurig gestimmt war, ihr Herz aus. Die würdige Dame suchte sie zu beruhigen.

„Ich verstehe mich ein klein wenig auf die Männer“, sagte sie. „Sie werden bisweilen von einer Leidenschaft für irgend etwas erfaßt. Der Ehrgeiz gehört auch dazu, er treibt sie, das Höchste zu erstreben mit allen Mitteln, mit jener Rücksichtslosigkeit, wie sie nur ein Mann zeigen kann. Aber allmählich kehrt der hochfliegende Geist von den Sternen zur Erde zurück, und der Mann, der auszog, Minister zu werden, fühlt sich als simpler Rat oder, wenn's hoch kommt, Geheimrat am Ende ganz glücklich.“

„Aber die Zeit, bis die Ernüchterung eintritt“, versetzte Frau Sophie bekümmert, „ist für das Glück verloren, mehr noch, zerstört auch das künftige Glück.“

„Was sind das für Reden, junge Frau!“ rief die gute Dame. „Und mit welchem Gesicht sitzen sie da! Und verlangen, daß Ihr lieber Mann vergnügt und zufrieden sein soll! Wenn Sie nicht heiter sein können, so müssen Sie es wenigstens scheinen, sonst verderben Sie alles. Je verdrossener er ist, desto mehr ist es Ihre Pflicht, ihn froh zu stimmen, statt in sein Horn zu blasen.“

Frau Sophie hörte aufmerksam zu. Sie liebte ihren Mann von ganzer Seele; sie wollte es denn mit der Lustigkeit versuchen. Aber auch dies Mittel schlug nicht an. Es wurde immer schummer mit ihm, er quälte seine Frau, sich selbst, zum Götterbarmen, die ganze Welt war ihm verhaßt, Hohenthal am meisten, was er sprach, war mit Galle vermischt, ja — sie sah es mit Schauern — selbst dem Jungen gegenüber war er gleichgültig, er beachtete ihn kaum. Wie sollte das enden? Eines Tages kam er in besonders böser Laune vom Gericht.

„Daß du Verbruß gehabt?“ fragte sie bejorgt. „Mein Freund Mangler, der Arretin, ist befördert worden!“ rief er höhnisch. „Wenn das kein Verbruß ist!“ Sie streichelte ihn zärtlich. „Deine Zeit wird auch kommen, lieber Herrmann“, sagte sie.

„Freilich, freilich, wenn ich meine fünfzig Dienstjahre auf dem Rücken habe und hier in Hohenthal Ehrenbürger geworden bin!“

„Ich habe mehr Vertrauen zu dir als du selbst. Deine Fähigkeiten, deine Leistungen —“

„Hör auf!“ unterbrach er sie und hielt sich die Ohren zu. „Ich kenne das auswendig. Lerne dir ein andres Sprüchlein ein, wenn es dir möglich ist. Aber freilich: im engen Kreis verengert sich der Sinn!“

Sie wandte sich verlegt ab und sagte über die Schulter weg: „Dem Ehrgeiz wird auch der weiteste Kreis zu eng.“ „Aber die Bescheidenheit weitet auch den engsten Kreis, hättest du hinzuzufügen sollen, um deine moralische Sentenz zu vervollständigen.“

„Warum wollen wir uns gegenseitig quälen, Herrmann?“ versetzte sie, auf ihn zutretend. „du weißt ja doch: ich denke und lebe nur für dein Glück.“

„Glück! Glück! Das ist es ja eben. Wir werden uns nicht darüber verständigen.“

„Doch, Herrmann! Ich will, was du willst. Vielleicht giebt es doch ein Mittel, einen Weg, es zu erreichen. Laß uns nachdenken, vielleicht finden wir eine Beziehung, die dir förderlich sein könnte. Wenn ich dir einen Weg bahnen könnte, kein Opfer, glaube mir, wäre mir zu groß.“

„Du weißt, ich habe keine Beziehungen“, antwortete er achselzuckend.

„Du darfst nicht so mutlos sein“, fuhr sie beharrlich fort. „Sage mir, wer entscheidet über deine Meldung?“

„Der Minister, wer anders?“

„Ja, aber ich meine, wer berichtet dem Minister darüber? Er kann doch nicht jeden kennen.“

„Da kommen verschiedene in Betracht, vor allem unser Präsident in Buchenwalde.“

„Nun, hast du es bei ihm versucht?“

„Mehr als einmal, er will mir nicht wohl.“

„Aber warum, Herrmann?“

„Wenn ich das wüßte!“ Damit brach er das Gespräch ab und ging auf sein Zimmer.

Zur selbigen Stunde saß Frau Sophie einen heroischen Entschluß. Niemand sah ihr in der Folge etwas an, aber wer sie genauer beobachtet hätte, dem wäre aufgefallen, daß sie insgeheim das Kursbuch studierte, vertrauliche Gespräche mit der Köchin hielt und sich unter der Hand nach dem nächsten Gerichtstage, der in dem zu Hohenthal gehörigen Markt Flecken Rafferoode abgehalten wurde, erkundigte. In diesem Tage reiste der Amtsrichter regelmäßig in aller Frühe mit seinem Gerichtsschreiber ab und kehrte erst in der Nacht wieder heim. Als der fragliche Tag angebrochen war und ihr Gatte in der neuen Kalesche des Posthalters zum Städtchen hinausfuhr, kleidete sie sich zum Ausgehen an, nahm einen beweglichen Abschied von ihrem Jungen, band der Köchin Haus,

Wirtschaft und Kind auf die Seele und eilte auf den Bahnhof, wo sie eben noch Zeit hatte, eine Fahrkarte nach Buchenwalde zu lösen und den bereits eingetroffenen Schnellzug zu besteigen. Nach kurzer Fahrt langte sie in Buchenwalde an.

Der Gerichtspräsident, ein vornehmer, alter Herr, war wenig erbaut, als ihm der Diener eine Karte mit der Aufschrift: „Sophie Schönmann, geb. Sydow“ überreichte. Er war kein Freund von Damenbesuchen. Er empfing daher die Eintretende ziemlich kühl, war aber angenehm überrascht, eine anmutige, junge Frau vor sich zu sehen.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er zum Sitzen einladend. Das Herz klopfte der kleinen Frau doch gewaltig, als sie nun dem gestrengen Herrn gegenüber saß, der ihrem Gatten, wie dieser versichert hatte, so garnicht wohlwollte. Sie antwortete daher recht zaghaft.

„Mein Mann ist der Amtsrichter Schönmann in Hohenthal.“

„Ah, also Frau Kollegin,“ versetzte der Präsident. „Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“

Nun galt es, allen Mut zusammenzunehmen. Sie blickte ihr Gegenüber bittend an und antwortete: „Mein Mann wird sich um eine hiesige Stelle, Herr Präsident! Ich bitte Sie inständigst, verhelfen Sie ihm dazu!“

Der Präsident machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht. „Und warum kommt Ihr Herr Gemahl denn nicht selbst, wenn ich fragen darf?“

„Er ahnt nichts von meinem Vorhaben, Herr Präsident. Er hat allen Mut verloren, nachdem er sich wiederholt vergeblich von Hohenthal fortgemeldet hat.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Präsident, sein weißes Haupt bewegend. „Es geht nicht, meine Gnädige. Wir können an den kleinen Gerichten nicht so häufig mit den Richtern wechseln. Ihr Herr Gemahl hat sich in die dortigen Verhältnisse eingelebt und bewährt sich gut, wenn er später seine Wünsche vorträgt.“

„Später wäre zu spät, Herr Präsident,“ fiel sie unerschrocken ein, aber ihre Stimme bebte doch. „Er kann es in Hohenthal nicht länger ertragen, Herr Präsident, die engen Verhältnisse drücken ihn zu Boden. Aller Frohsinn, alle Lebensfreudigkeit ist von ihm gewichen, selbst Häuslichkeit und Familie vermögen ihn nicht mehr umzustimmen.“

Hier hielt sie inne; denn sie fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen stiegen.

Der Präsident sah sie teilnahmsvoll an und sagte: „Das ist aber nicht recht von Ihrem Herrn Gemahl, seine Familie in Mitleidenschaft zu ziehen.“

„Legen Sie ihm das nicht zur Last, Herr Präsident,“ erwiderte sie hastig. „Er ist der beste Mensch von der Welt, aber er kann nicht gegen seine Natur. Sein lebhafter Geist sehnt sich nach stärkerer Bethätigung, er muß einen größeren Wirkungsbereich haben, um sich zur Geltung zu bringen. Er arbeitet unermüdet, studiert Tag und Nacht, doch es erfreut ihn nicht, die innere Unruhe verzehrt ihn.“

„Und darum sind Sie zu mir gekommen?“ fragte der alte Herr, sie durch eine freundliche Miene ermunternd.

„Ja, Herr Präsident,“ antwortete sie, und nun wurden ihr wirklich die Augen feucht. „Ja, es geht so nicht weiter. Wenn er nicht fortkommt, ist es um unser Glück geschehen. Helfen Sie uns, Herr Präsident, ich bitte Sie.“

Die Stimme versagte ihr.

Der Präsident erhob sich und streckte ihr über den Schreibtisch die Hand entgegen. „Sie sind eine tapfere Frau,“ sagte er. „Fahren Sie ruhig nach Hause, Frau Kollegin. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.“

Sie nahm seine Hand und sah ihm dankbar in das gültige Gesicht. „Aber nicht wahr, Herr Präsident, mein Mann wird von diesem Besuche nichts erfahren?“

„Verlassen Sie sich darauf!“

Sie verneigte sich tief vor dem alten Herrn, und dieser geleitete sie zuvorkommend bis an die Thür. Dort fragte er stehenbleibend: „Sie sind nicht aus dieser Gegend, Frau Kollegin?“

„Nein, ich bin aus Hannover.“

„Das hörte ich Ihnen an. Dann sind wir ja Landsleute. Also auf Wiedersehen, Frau Landsmännin!“

Als der Amtsrichter kurz vor Mitternacht vom Gerichtstage in Rasselode nach Hause kam, fand er seine Gattin in friedlichem Schlummer.

Acht Tage darauf traf ein amtliches Schreiben ein, worin ihm seine Veretzung angekündigt wurde. Freudestrahlend brachte er's seiner Frau.

„Endlich! Endlich!“ rief er ihr zu. „Wir kommen nach Buchenwalde.“

Sie umarmte ihn überglücklich; er sah nicht, wie sie heftig erröthete.

„Spät kommt es, doch es kommt!“ sagte er heiter. „Das hat mir zweifellos meine letzte Arbeit in der juristischen Monatschrift eingetragen, im stillen habe ich darauf gehofft.“

„Siehst du,“ erwiderte sie, „man soll den Mut nicht sinken lassen.“

So verlor Hohenthal seinen Amtsrichter.

Frau Sophie trennte sich mit schwerem Herzen von dem schönen Städtchen und den guten, treuen Freunden, aber ihres Gatten Glück erleichterte ihr doch das Scheiden aus den liebgewordenen Verhältnissen.

Als der Amtsrichter sich bei dem Präsidenten vorstellte, fand er einen freundlichen Empfang. Der alte Herr fragte ihn, ob der Aufsatz über Arbeitsrecht in der „Monatschrift“ von ihm sei, und als die Frage bejaht wurde, lobte er die gründliche Behandlung des Themas. Beim Abschiednehmen sagte er: „Ich höre, Sie sind verheiratet.“

„Jawohl, Herr Präsident.“

„Und Ihre Gattin ist eine Landsmännin von mir. Ich bitte, richten Sie ihr meine beste Empfehlung aus.“

Eine halbe Stunde später sagte der Amtsrichter zu seiner Frau: „Ich mußte es ja, meine Arbeit hat mir die Stelle verschafft, der Präsident hat es mir deutlich zu verstehen gegeben. Uebrigens läßt er sich dir — unbekannterweise natürlich — empfehlen.“

Pfingsten.

Nachdruck verboten.

Pfingsten! Geist der Wahrheit komme, Kämpfe mit dem Geist der Lüge! Zeig', daß er der Welt nicht fromme, Leucht' ihm in die falschen Züge!

Laß es endlich Pfingsten werden, Geist der Wahrheit, allen Geistern! Deine Kraft mög' hier auf Erden Starren Aberglauben meistern!

Geist der Wahrheit, hilf mir sichten All mein Denken und mein Fühlen — Hilf mir Schmerz und Wonne sichten, Die in meinem Herzen wühlen!

Franz Flöth.

Papiertapeten.

Von Fred Hood.

Nachdruck verboten.

Um die Wahl von Tapeten zur Dekoration einer Wohnung richtig treffen zu können, muß man über das Wesen dieses Dekorationsmittels unterrichtet sein. Wer nur die vorgelegten Muster an und für sich betrachtet, darf sich nicht wundern, wenn die Tapeten nach der Verwendung einen ganz andern Eindruck hervorrufen, als er erwartete.

Die Tapete soll die Wandfläche beleben. Wer aber seine Wohnräume schon reich genug mit Möbeln, Stoffen, Gemälden u. dergl. zu dekorieren vermag, der thäte am besten, eine einfarbige Tapete zu wählen, von der sich diese Gegenstände wirkungsvoll abheben. Jedenfalls muß das Muster stets ganz ruhig gehalten sein und sich nicht auffällig von dem Grunde lösen. Je lebhafter und farbenreicher das Muster, um so stärker wird es im allgemeinen wirken und nicht selten den Eindruck hervorrufen, als ob einzelne Teile aus der Wandfläche hervorträten. Diese soll aber nicht reliefartig, sondern eben erscheinen, sie soll den Hintergrund für die Dekorationsgegenstände bilden, aber nicht selbst hervortreten und die Wirkung derselben beeinträchtigen. Das Muster muß auch die Fläche möglichst weit bedecken, sonst erscheint es gitterartig, gestattet also gleichsam einen Durchblick und stört die Behaglichkeit des allseitig umschlossenen Raumes.

Viele glauben, die sammet-, seiden- oder gobelinartige Tapete sei etwas „besonders Feines“, andre legen viel Wert auf die Zahl der Farben oder auf den „Goldgrund“. Natürlich fehlt es auch an solchen nicht, die nur das Teure für „fein“, das Billige für „ordinär“ halten.

Ich will mit den Freunden der papiernen Sammet- und Seidentapeten nicht streiten. Die Forderung des Aesthetikers, das Material seiner Natur entsprechend zu behandeln, wird ihnen wenig imponieren. Aber die Wahl von Imitationen verrät nie einen guten Geschmack; liegt doch der Reiz kunstgewerblicher Beschäftigung in der verschiedenartigen Behandlung der vielen zur Verwendung kommenden Materialien. Ihre verschiedenartige Beschaffenheit fordert für die Mannigfaltigkeit der Formen und Farben. Eine Sammettapete aus Papier ist ebenso unschön wie eine mit Bronze angepinelte Gipsbüste und eine aus Stuck gebildete Holzdecke eines Zimmers. An diesen Imitationen krankt unser Zeitalter überhaupt; ein Vinoleumteppich wird wie Tarazzo oder Mosaik gemustert, Gips muß wie Marmor und Cement wie Sandstein aussehen; die schönsten Holzflächen werden mit deckenden Farben gestrichen und dann mit Holzmaserung kunstreich bemalt.

Der Goldgrund der Tapeten, von dem sich die Muster zu scharf abheben, macht die Fläche unruhig. Dasselbe gilt von allen Glanzpapeten. Am unangenehmsten aber wirken diagonale Achsen und auffällige Streifen. Unser Auge verfolgt diese unablässig bis zur Ermüdung, und einem an das Bett gefesselten Kranken wird diese Beschäftigung zu einer Qual, der er sich nicht zu entziehen vermag.

Woher kommt es nur, daß derartige geschmacklose Muster, die, in Tausenden von Exemplaren verbreitet, das Urteil des Publikums nachteilig beeinflussen, immer wieder selbst von tüchtigen Zeichnern geschaffen werden? Die theoretisch gebildeten Kunstlehrer, die meist über die Technik nur wenig unterrichtet sind, haben ihnen stets erzählt, die Tapeten hätten sich aus den Teppichen und Stoffdraperien der Alten und der orientalischen Völker entwickelt, bei denen im allgemeinen Vorhänge die Scheidewände vertreten oder die Wandkonstruktionen verkleiden. Die Papiertapete bilde also einen Ersatz der Stoffdekoration und müsse auch zur Nachbildung kostbarer Stoffe, wie Gobelin, Damast, Sammet u. s. w. dienen können. Die Zeichner kommen nun über die Webemuster, die sie allen möglichen und unmöglichen Stilrichtungen entlehnen, garnicht mehr hinaus. Das ist aber eine Thorheit, denn die Muster der Tapeten werden nicht gewebt, sondern gedruckt, und daran kann die Entwicklungsgeschichte der Tapeten nichts ändern. In England hat einer der bedeutendsten Maler der Gegenwart, Walter Crane, die Tapetenindustrie zu einer bis dahin ungeahnten Blüte gebracht. Er erklärte, es sei eines Künstlers nicht minder würdig, ein schönes Muster zu erfinden, wie eine Statue oder ein Gemälde zu schaffen. Und nun begann er selbst für den Tapetendruck zu zeichnen, und zwar Muster von höchstem künstlerischem Wert, die in England allgemein als die besten Vorbilder gelten. Er arbeitete unablässig und mit gutem Erfolg darauf hin, daß die Ausbildung der Zeichner mit größerer Gewissenhaftigkeit betrieben werde. Nach einer Mitteilung im Art Journal beträgt jetzt das Jahreseinkommen eines solchen Zeichners in England 6000 bis 20 000 Mark. Die gewandtesten Zeichner können also schon ein erhebliches höheres Jahreseinkommen erreichen als ein Berliner Stadtbaur. Bezeichnend ist es, daß die Tapetenmuster häufig charakteristische Namen durch die Zeichner erhalten und daß die Namen der schönsten Muster auch im Publikum bekannt sind. So zeichnete Walter Crane Tapeten, welche „Waldeislänge“, „Corona vitae“, „das goldene Zeitalter“ u. s. w. benannt sind. Es handelt sich dabei nicht etwa um völlig klare Darstellungen, wie auf Gemälden, vielmehr gestatten die Zeichnungen, die gleichsam nur im Schattenspiel die lebende Natur wiederpiegeln, der Phantasie den weitesten Spielraum. Es sind Melodien, denen wir nach

unserm individuellen Empfinden einen Text unterlegen. Zur Bildung der Muster finden mit Vorliebe große Blatt- und Blumenornamente, Chrysanthemem, Sonnenblumen, Narzissen, Päonien u. s. w., jedoch auch Tier- und Menschengestalten Verwendung, stets aber als Nachmuster stilisiert. Der Engländer verwirft jetzt alle Imitationen, er will von sogenannten Holz-, Damast-, Velours-, Gobelin- und Marmortapeten nichts wissen, er verlangt, daß die durch Druck hergestellte Papiertapete auch als solche erkannt werde. Dieser Forderung kann aber nur ein Zeichner genügen, der mit der Technik genau vertraut ist.

Wie wird denn nun die Papiertapete hergestellt? Das ist in der That eine interessante Frage, deren Beantwortung sich nicht umgehen läßt. Zum Aufdrucken der Muster, die ja haltbar sein müssen und weder abfärben, noch in der Feuchtigkeit verlöschen dürfen, verwendet man ausschließlich mit einem Bindemittel vermischte Deckfarben, insbesondere Erdfarben, wie Bleiweiß, Kreide, Chromgelb, Ocker, Berliner Blau u. s. w., ferner Ultramarin, Chromgrün, Umbra, Beinschwarz, sowie die Teerfarben und Extrakte aus Farbhölzern. Als Bindemittel kommen Gummi, Veim und Dextrin zur Verwendung. Vor dem Aufdrucken der Muster wird das Papier grundiert, wenn nicht schon der farbige Papierton die Grundfarbe bilden soll. Das Auftragen der Grundierungsfarbe geschieht durch lange Bürsten, die über die ganze Breite des Papiers reichen. Der ganze, zu einem Stück Tapete erforderliche Papierstreifen von 10 Meter Länge wird auf eine entsprechend große Tafel gelegt und dann mit der Farbbürste bearbeitet; sodann wird die frische Farbe durch trockene Bürsten gleichmäßig verrieben. Vier Arbeiter können auf einer Tafel ca. 500 Stück Tapeten täglich grundieren. Das ist natürlich gewöhnliche Tüncherarbeit. Diese Arbeit wird aber auch häufig durch Maschinen besorgt. Ein über Rollen laufendes Flanellstück ohne Ende überträgt die ihm durch eine Farbbürste zugeführte Grundierungsmasse auf das unter dem Tuche ausgebreitete Papier; es gleitet dann über einen langen Tisch hinweg unter fortwährend sich hin und her bewegenden Bürsten, welche die Farbe gleichmäßig verreiben. Weitere Vorrichtungen dienen zum Aufhängen, Trocknen und Glätten des Papiers.

Tapeten, die Glanz erhalten sollen, werden „fatinirt“. Es wird auf das Papier ein feines Talkpulver gestreut, das in den Grund eingerieben wird. Sollen einzelne Teile matt bleiben, so werden sie mit Bleischablonen bedeckt.

Das Aufdrucken der Muster geschieht durch Holzplatten mit erhabenen Ornamenten, zum Teil auch mit Formen aus Messingdraht und -blech, und zwar ist für jede Farbe eine besondere Form erforderlich. Zur Herstellung der Velours- oder Sammettapeten werden die Muster mit Bleiweißfirnis aufgedruckt und mit feinem Wollstaub gepudert. Dieser Tuchstaub wird für die Tapetenindustrie in den mannigfachsten Farben in den Handel gebracht, einige Fabriken beschäftigen sich sogar lediglich mit der Fabrikation dieses Materials. Die frisch mit Bleiweißfirnis bedruckte Tapete wird über den aus Kalbleder oder Pergament bestehenden Boden eines Kastens gezogen und mit Tuchstaub bestreut. Darauf wird der Kastendeckel geschlossen, und durch Trommelschläge gegen den Kasteboden der Staub aufgewirbelt. Er verteilt sich gleichmäßig auf dem Papier, bleibt aber nur an den klebrigen Stellen des Musters haften. Nach dem Trocknen des Staubes kann ein andersfarbiges Muster auf demselben Stück hergestellt werden und so fort.

Ganz ähnlich ist das Verfahren bei Herstellung von Bronze- und Goldtapeten. Die Muster werden dann mit Terpentinölfirnis aufgedruckt und mit Bronze- oder Blattgoldstaub gepudert. Man sieht, daß hier also von einem eigentlichen Farbedruckverfahren kaum noch die Rede sein kann, das Papier vielmehr zur Erzeugung der Muster mit andern Materialien verkleidet wird.

Es giebt auch Fabriken, die mit Walzendruckmaschinen arbeiten; sie stellen im allgemeinen billige, mit rautenartigen Mustern versehene Tapeten her. Für jede Farbe ist eine Walze mit erhabenem Muster erforderlich. Es giebt Maschinen, die mit zwanzig und mehr Walzen arbeiten, ohne jedoch Tapeten von großer Schönheit herstellen zu können. Die Zahl der Farben macht ja die Schönheit einer Tapete nicht aus, vielmehr läßt sich schon mit wenigen hellen, nicht zu auffringlichen Farben eine schöne Wirkung erzielen. Dunkle Tapeten für Wohnräume zu wählen, halte ich für ganz verkehrt; sie wirken deprimierend auf unser Gemüt.

Viele täuschen sich über die Wirkung von Tapeten bei ihrer Auswahl dadurch, daß sie die vorgelegten Probestücke dem Auge zu nahe bringen und sich durch die schönen Details betören lassen. Sie vergessen, daß der untere Teil der Wandflächen fast ganz von Möbeln bedeckt wird und daß die oberen Flächen dem Auge so weit entfernt sind, daß die Einzelheiten wenig oder garnicht zur Geltung kommen. Diese Details spielen also eine ganz untergeordnete Rolle. Wer eine aufgerollte Tapete richtig beurteilen will, entferne sie wenigstens fünf Meter von seinem Auge; treten dann noch einzelne Partien als auffällige Punkte, Klecke, Rauten, Kreise, Streifen u. dergl. hervor, so ist die Tapete ohne Verständnis gezeichnet. Sie würde sich im Zimmer fortwährend dem Auge aufdrängen und alle beschiedenen Dekorationsmittel, vielleicht selbst die von der Hand eines großen Künstlers gefertigten, in den Schatten stellen.

Elegante Sommertoilette.

(Hierzu Titelbild Seite 241.)

Der ganze materielle Reiz unserer heutigen Moderechtung zeigt sich in der für junge Damen bestimmten vornehmen Toilette auf dem heutigen Titelblatt. Diese aus elfenbeinfarbenem, mit blauen Blüten überzietem, zimiertem Seidenstoff gefertigte Toilette hat einen tiefen Hüftsaft bildenden Rock und eine kurze Taille, die hinten glatt mit Seide überspannt und von einem gefalteten Bandgürtel aus blau und weiß gestreiftem Chinband umgeben ist. Der Vorderteil liegt ein lazarartiges Arrangement aus Seidengaze auf, dem sich Bretellen aus echter Spitze anschließen. Die Spitze gestaltet sich hinten an den Ärmeln zu edigen Spauletten und fällt vorn unter dem Gürtel in faltigen Enden hervor. Vorn sind, wie ersichtlich, ein paar flotte Bandhschleifen angebracht, und um den Hals legt sich eine breite, pliffierte Gazerüsche. Die kurz gerafften Ärmel enden unter dem Ellenbogen, diesen eng umschließend. — Das Hüftchen aus feinem, gellichem Strohgesteigt ist mit vollen Schleißen besetzten Bandes, wie am Kleide, sowie mit einem Strauß von blauen Blüten garniert.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Bilder aus Abessinien.

Hierzu zwei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Infolge der beklagenswerten Katastrophe von Abua hat sich die Teilnahme der civilisierten Welt wieder in stärkerem Maße den Ereignissen in dem uncivilisierten „wildem“ Abessinien zugewendet. Es hat sich dort wieder einmal gezeigt, wie leicht die Gegner, wenn es Wilde sind, von den Europäern noch immer unterschätzt werden. Aber jene Zeiten sind längst vorüber, da es, wie uns in den Cooper'schen Erzählungen berichtet wird, einer Handvoll mit Schießgewehren bewaffneter Europäer gelang, mehrere hundert oder tausend Wilde in Schach zu halten oder gar zur Flucht zu nötigen.

Die tapferen italienischen Truppen haben dafür büßen müssen, daß ihre Generale, vor allem Baratieri, den Negus Menelik und seine Krieger so erheblich unterschätzten, und die schweren Verluste, die sie zwischen Abua, Abba Garima und Mariam Schwawitu vor kurzem erlitten, sind ein ebenbürtiges Seitenstück zu jenen vernichtenden Niederlagen geworden, welche den Ägyptern unter Krakel Bei und Arendroop in den Engpässen von Wadi Halj, unter Munzinger Pascha bei Aussa und später unter dem Prinzen Hassan bei Gura vor zwanzig Jahren von den Abessiniern unter Negus Johannes, dem ehemaligen Fürsten Kassai von Tigre, bereitet wurden.

Durch das Gebirgsgeleude der „äquatorischen Schweiz“ und ihre ungeheure Ueberzahl begünstigt, dabei offenbar gut geführt, haben die Krieger des Negus Menelik von Schoa und seiner „Ras“ (Häuptlinge) mittelst geschickter Umgebungs-bewegungen das italienische Korps derart unklammert, daß dieses nur fast wie durch ein Wunder der völligen Vernichtung entging.

Es dürfte jetzt sehr schwer halten, die Abessinier wieder unter italienische Botmäßigkeit zu bringen, und die beste Lösung der afrikanischen Wirren wäre wohl erreicht, wenn es dem neuen italienischen Führer Baldissera gelänge, ohne Schlacht zu siegen und einen für beide Teile versöhnlichen Friedensschluß herbeizuführen. Der Negus Menelik und die Mehrzahl seiner „Ras“, die wir auf unserer Abbildung in Kriegstracht dargestellt sehen, sollen ja dem Frieden nicht abgeneigt sein. Nur die Kaiserin Taitu und die tigrinischen Häuptlinge, heißt es, wollen nichts von Friedensverhandlungen wissen, sie bilden die Kriegspartei.

Der Fürstin Taitu wird Mut und Thatkraft, aber auch ein außerordentlich großes Maß von Grausamkeit zugeschrieben. Ihren Gemahl, den rauhen Negus Menelik, hat sie vortrefflich unter den Pantoffel zu bringen gewußt. Einst war sie eine der schönsten Frauen des Landes; jetzt aber, da ihre Reize bereits zu schwinden beginnen, soll sie selbst die fürchterlichsten Grausamkeiten, wie Jungfrauenblutbäder, nicht scheuen, um sich zu verjüngen und zu verschönen und dadurch ihren ausschlaggebenden Einfluß sich zu erhalten.

Es scheint also, daß die christliche Lehre, der das trotzig Bergvolf des Landes Schoa seit zwanzig Jahren huldigt — seit ihrer Unterwerfung unter Kaiser Johannes, der, ein unversöhnlicher Feind des Islam, alle Mohammedaner in seinem



Taitu, Kaiserin von Abessinien.

Reich zwangsweise taufen ließ — die wilden Naturen doch nicht befähigt und den barbarischen Aberglauben und die unmenschlichen Gebräuche bisher noch nicht auszurotten vermocht hat.

Und ebenso unzuverlässig und unbeständig hat sich der im Jahre 1889 geschlossene Freundschaftsbund erwiesen, durch welchen Italien den „Negus Negusti“ (König der Könige) Menelik als Kaiser von Abessinien anerkannte, während dieser den Italienern den Besitz ihrer Kolonien am Roten Meere bestätigte und sich verpflichtete, Verhandlungen mit andern Mächten nur durch die Vermittlung der italienischen Regierung hinfort zu führen. Nach jenem Vertrage ist Abessinien also bis zum Ausbruch der jüngsten Streitigkeiten italienisches Schutzgebiet gewesen.

G. D.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Für die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen der Berliner Universität sind folgende Bestimmungen getroffen worden: Frauen, die an den Universitätsvorlesungen als Gastzuhörerinnen teilnehmen wollen, haben zunächst die Erlaubnis des Unterrichtsministers nachzusuchen. In der Eingabe sind die wissenschaftlichen Fächer zu bezeichnen, über welche Vorlesungen zu hören beabsichtigt wird, auch sind über die Vorbildung und die persönlichen Verhältnisse Mitteilungen zu machen. Nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnisscheines durch den Rektor ist die Einwilligung der Professoren und Dozenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht werden, einzuholen. Anmeldebücher werden nur den Frauen ausgehändigt, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörten Vorlesungen zu führen haben. Die Ausstellung eines Rektoraterlaubnisscheines ist in jedem Halbjahr nachzusuchen. Ohne weiteres steht niemandem der Zutritt zu den Universitätsvorlesungen — auch nicht den öffentlichen — frei. Da von Zeit zu Zeit eine Kontrolle über die Berechtigung der Hörer erforderlich ist, wird empfohlen, den Rektoraterlaubnisschein beim Besuch der Vorlesungen stets bei sich zu führen.

— Der Schauspielerin Marie Pospischiß wurde in Sachsen-Meinungen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

— Ein Damenkomitee in Leipzig hatte vor einiger Zeit an eine große Anzahl von Geschäften das Gesuch gerichtet, den Verkauf von Damenkleidern während der Verkehrspause zu gestatten. Es sind bis jetzt 234 Geschäftsinhaber in Leipzig diesem Wunsche nachgekommen, und es steht zu erwarten, daß die Einrichtung schließlich überall durchgreifen wird, weil die Prinzipale die Ueberzeugung hegen, daß die Mädchen bei mehr Ruhe frischer und freudiger ihrer Thätigkeit nachgehen, als wenn sie sich vor Müdigkeit nicht auf den Füßen halten können.

— n. Die Prüfung als Doktorin der Chirurgie bestand kürzlich Fräulein Albrich-Blake in London. Sie ist die erste Frau, die in England diese Auszeichnung errang, denn Heilkunde und Wundarznei werden dort als streng getrennte Gebiete behandelt.

— n. Königin Olga von Griechenland führt den Titel eines Admirals zur See. Sie hat verschiedene Prüfungen bestanden, die mit der seemannischen Laufbahn verbunden sind, versteht mit größter Sicherheit Segel- und Dampfschiffe zu befehligen und wurde vom Zaren zum Admiral der russischen Flotte ernannt.

— n. Ein Schachklub für Damen besteht in London. Die ausgezeichnetste Spielerin dieses Klubs ist Lady Thomas.

— Totenschau. In Hombressen bei Hofgeismar starb die heftige Schriftstellerin Nanny vom Hof, ehemalige Vorstehende des Allgemeinen Erziehungsvereins und Leiterin des Volkstkindergartens in Kassel. In Berlin die Romanschriftstellerin Wilhelmine Guichard. In Paris die einst berühmte Schauspielerin Anais Fargueil. In London Frau Andrew Charles, Verfasserin der bekannten „Chronik der Familie Schönberg-Gotta“. Ferner in London Lady Isabel Burton, Witwe des Afrikareisenden Burton, dessen Lebensbeschreibung sie veröffentlicht hat, wie sie auch eine neue, verbesserte Ausgabe der Burton'schen Uebersetzung von „Tausend und einer Nacht“ herausgab. In Venedig Frau Maddalene Pirniani, die 1848 und 49 an der Verteidigung Venedigs und Roms teilgenommen hatte.



Negus Menelik von Abessinien und seine Häuptlinge (in Kriegstracht).

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu Seite 249—252. ➔

Pariser Sommertoiletten.

(Hierzu Fig. 1-4.)

Fig. 1 zeigt eine Toilette mit abstechender Blusentaille, die aus jedem beliebigen Stoff gefertigt werden kann; an unserm Original besteht der Rock aus hellem, bräunlichem Silk-Mohair, die Bluse aus hell und dunkel gestreifter Seide. Diese ist von einem Schoß umgeben, der rund herum Tüten bildet und dessen Ansaß ein brauner Sammetgürtel mit hübscher Schnalle deckt. Die vorn sich etwas zuspitzenden Zipfel des Schoßes haben Ueberschläge aus Sammet, die mit schönen, mit der Schnalle übereinstimmenden Knöpfen geziert sind. Die Blusentaille ist vorn in breite Falten geordnet, die einen geraden, aus Spitze gebildeten Einsatz einschließen, deren Jacken über einem braunen Sammetstreifen in der Mitte zusammenstoßen. Dem Stehtragen aus Sammet schließt sich oben eine tellerartige Spitzenkränze an, vorn eine Gazeflechte an. Die engen Armele sind oben zu einer bauschigen kurzen Puffe gefasst. — Der Hut aus havannabraunem Stroh ist mit Spitze und schattierten Wohnblumen garniert.

In gleicher Art wie die vorhergehende ist die Toilette Fig. 2. Der Rock aus marineblauem Alpaka ist mit einer Blusentaille aus blau und weiß schillerndem Taffet versehen. Die faltige Blusentaille legt sich vorn leicht über einen schmalen Ledergürtel und hat vorn eine in ersichtlicher Weise arrangierte Garnitur, die oben eine breite Falte bildet, sich an den Seiten dicht gefaltet bis zum Gürtel fortsetzt und einen plissierten Vortheil einschließt; die breite Falte ist mit eleganten Straßknöpfen und die Taille, wie ersichtlich, mit schmalen, ausgefallenen Seidenrüschen besetzt. Die oben bauschigen, unten engen Armele sind am Handgelenk zweimal mit Rüschen garniert. — Zu dem runden Hut ist blaues Phantasiegeflecht verwendet und dieser mit blauen Straußfedern und roten Schleifen geziert.

Voll großer Eleganz ist die Toilette aus grün und braunrot gestreifter, mit kleinen Chinesen durchmusterter Seide in Fig. 3. Dem zu beiden Seiten geschlitzten Rock sind feilförmige Einsätze aus plissierter Seidengaze eingefügt; ein gleicher, fattelartiger, sich vorn bis zum Taillenabschluß verlängernder Einsatz umgibt die Taille. Dem Taillensatz umgibt ein auf den Schultern in tiefe Jacken auslaufender Guipüretragen, der vorn mit einer in der Mitte sich zuspitzenden Spange schließt. Die Taille ist von einem niedrigen Spangengeflecht umgeben, der nach hinten gürtelartig verlaufend, fünf tiefere nach unten und fünf kleinere nach oben gerichtete, sich, wie ersichtlich, abtufelnde Jacken hat. Die engen, oben mit kurzem Bausch geschmückten Armele sind am Handgelenk zweimal gefaltet und mit auf die Hand fallenden Gazepuffs versehen. Den aus gefalteter Seidengaze gefertigten Stehtragen ziehen feinsten weißes Gazepuffen. — Der runde, weiße Basthut mit vorn hochgebogener Krempe ist mit einer Rose, weißer Seidengaze, sowie dunkelgrünen Straußfedern garniert.

Von höchst aparter Wirkung ist die Toilette in Fig. 4. Rock und Armele sind aus naturgrauem, mit grünen Seidenrosen durchzogenem Leinenbatist, während die Taille aus einfarbigem Batist besteht. Diese mit rundem Ausschnitt tritt vorn auseinander und ist am Schoß, sowie an den Rändern mit passender Passenterieborde begrenzt. Die Taille schließt einen Einsatz aus krausem, brochiertem Tüll ein, den oben, wie ersichtlich, ein Kranz rosenartiger, gezogener Tüllrosetten ziert. Dem Stehtragen aus krausem Tüll entquillt eine volle Krause. Die engen Armele sind am Handgelenk mit einer Tüllfrisur, oben mit je drei sehr krausen Frisuren aus glattem Batist geziert, die von Passenterieborde begrenzt sind. — Den Hut aus weißem Bastgeflecht schmücken Schleifen aus grau und grün gestreiftem Band und weiße Blüten.

Bezugquelle: Paris, Mme. Gradoz, 67 rue de Provence.

Anzüge für Radfahrerinnen.

(Hierzu Fig. 5-9.)

Auf Seite 193 des „Bazar“ ist von einer radfahrenden Dame der englische geteilte Rock als unkleidlich dargestellt worden. Für die bisherigen Kostüme dieser Art mag diese Bemerkung, soweit sie sich auf die Vielleicht etwas unpraktische Nachart bezog, auch zutreffend gewesen sein. Gerade aber in jüngster Zeit hat die Mode bei den Rädern für radfahrende Damen höchst wertvolle, zugleich praktische und kluge Neuerungen geschaffen, auf die sich jene Neußerung nicht mehr beziehen kann und die wir allen Radfahrerinnen daher wohl bestens empfehlen dürfen.

Die Radfahrerkostüme, die wir unsern Leserinnen in Fig. 5 bis 9 vorführen, vereinen in der That mit der ungehinderten Bewegung des Körpers beim Fahren den Chic und die Eleganz einer geschmackvollen Straßentoilette. Die Kostüme, welche Fig. 5, 6 und 9 verbildlichen, sind zwar an sich ganz verschieden, doch in Bezug auf Gebrauchsfähigkeit, Decenz und Bornehmheit einander vollkommen gleich. Beide neuen Kostüme sind Erzeugnisse deutscher Modität und der guten Façon keinem ausländischen Produkte nach.

Fig. 5 aus gelbbraunlichem, wasserdichtem Tiroler Leinen besteht aus Beinkleid, Rock und Jacke. Das Beinkleid hat die bekannte Form der Pluderhose und wird unter dem Knie durch einen Gummizug oder



Fig. 1.

Fig. 2.

ein Bündchen zusammengehalten. Die Jackentaille wird mit Chemisett oder Blusenhemd getragen und auf der Brust nur durch einen Knopf zusammengehalten. Der Rock ist vorn vom unteren Kante aus bis zu 2/3 seiner Höhe offen und wird beim Herabsteigen vom Rade unsichtbar durch ein paar Knöpfe geschlossen. Hinten ist ihm in entsprechender Höhe eine Deje angefügt, die beim Besteigen des Rades hochgehüpft wird, sobald der Rock die Radfahrerin in keiner Weise belästigen kann. Beim Herabsteigen vom Rade wird die Deje gelöst. Fig. 7 zeigt den Rock ausgeknöpft.

Bei dem Kostüm in Fig. 6 ist gar keine Veränderung nötig. An diesem Kostüm aus grauem Tiroler Loden ist der Rock mit einem Beinkleid in Pluderform versehen und derart gearbeitet, daß er gleichsam, wie Fig. 8 zeigt, aus zwei zusammenhängenden Teilen besteht, die sich beim Besteigen des Rades auseinanderlegen und beim Herabsteigen vom Rade vorn und hinten je mit einer tiefen Falte zusammenstoßen, so daß man den Eindruck eines vollkommenen, höchst kleidlichen und decenten Rockes gewinnt (siehe Fig. 9). Die mit Hornknöpfen geschlossene Jacke ist, wie Fig. 6 zeigt, anliegend mit nicht zu langem Schoß gearbeitet, und die Nähte sind alle 1 Cent. breit übergehepft. Die Aufschläge sind mäßig breit und öffnen sich über einem Einsatz. Das Kostüm ist ebenso wie das erste nach Art der Herrenkleider gearbeitet.

In Fig. 9 sehen wir den zuletzt beschriebenen, geteilten Rock mit einer Bluse vereint, die für die heißen Sommertage wohl mit Vorliebe gewählt werden dürfte. Die Bluse

besteht aus fein gestreiftem lawn-tennis-Stoff und hat einen breiten, edigen, zweimal farbig durchsteppten Kragen. Nur der obere Teil der Bluse ist mit Satin abgefüttert und diese unsichtbar mit Perlmutterknöpfen geschlossen. Die Armele sind am Handgelenk mit breiten, zum Knöpfen eingerichteten Puffen und Umlegemanschetten ausgestattet.

Schließlich wollen wir noch einen neuen patentierten Rock für Radfahrerinnen erwähnen, der durch eine einfache Zugvorrichtung beim Fahren in eine Pluderhose verwandelt werden kann; diese Zugvorrichtung läßt sich bei jedem einfachen Straßentritt mit ungefülltem, mäßig weitem Rock anbringen.

Bezugquellen für Fig. 5: Albert Ehrich, Berlin SW., Kochstr. 11; für Fig. 6, 8 und 9: Herrmann Hoffmann, SW., Friedrichstr. 50; für die Bluse Fig. 9: M. Stein, SW., Friedrichstr. 190.

Stil oder Stimmung.

Nachdruck verboten.

Schönheit ist ungebunden wie das Leben. In kein Gesetz läßt sie sich bannen, man kann sie nicht konstruieren wie eine mathematische Formel, nicht berechnen mit Winkelmaß, Zirkel und algebraischer Ziffer. Der Chemiker, der auf den tausendsten Teil eines Haares genau Kohlenäure und Stickstoff, Proteine, Eiweiß oder Stärke mischt, wie er es im Brotkorn findet, wird nimmer diesem künstlichen Korn lebende Keimkraft einflößen. Farbenrezepte und Kunstgeschichte machen so wenig den Maler, wie Klavierspiel und Generalbass den Komponisten. Nichts als Mittel sind sie in seiner Hand, um die in ihm lebenden Schönheitsempfindungen zu verkörpern, Gedanken und Seelenstimmungen zu gestalten. Gedanken und Seelenstimmungen werden von Zeitereignissen und Zeitströmungen beeinflusst. Das Gemeinsame dieser Einflüsse fließt in verschiedenen Zeitaltern durch Gleichartigkeit der künstlerischen Form zum Ausdruck, die wir Stil nennen.

Der Stil ist das künstlerische Gewand geistlicher Gedanken und Stimmungen, die Formen der Vergangenheit. Die Umgangssprache der Gegenwart ist aus jahrhundertlangem Gebrauch hervorgegangen; die Wohnungseinrichtung der Neuzeit wuchs aus den Ueberlieferungen der Vergangenheit heraus. So wenig wir heute gotisch oder mittelhochdeutsch sprechen, so wenig genügt der gotische Stil oder die Renaissances uns für alle Zwecke — unsere Bedürfnisse haben sich vermehrt und erweitert.

Empfindungen und Stimmungen sind veränderbar; gewisse Grundelemente an ihnen bleiben unverändert. Wir Kinder der Gegenwart finden in den Stilarten der Vergangenheit diese unveränderbaren Grundelemente der Stimmungen wieder, darum benutzen wir sie für diejenigen Räume, denen ihre Stimmung entspricht.

Nicht alle Frauen verstehen die Sprache der Vergangenheit im Stil. Sie denken nicht daran, das Lebende, Gegenwartige mit dem Ueberlieferten zur Einheit zu verschmelzen. Ihre Einrichtung ist stilvoll, d. h. sie verstößt nicht gegen die überlieferten formalen Schönheitsbegriffe. Trotzdem bleiben ihre Wohnräume stillos und stimmunglos. Ihnen fehlt die Behaglichkeit. Das Korrekte, Verstandesmäßige herrscht vor, vielleicht auch das Prachtige, Verblüffende. Die Eigenschaften des Gemütes kommen nicht zur Geltung; man vermischt die Anpassung an die eigene Natur — das Behagen.

Das Behagen ist eine Seelenstimmung, ein gleichmäßiges Ausfließen aller Gemütszustände, das kein Uebergewicht irgend einer Eigenschaft zur Geltung kommen läßt. Das Behagen des Geistes hängt vom Behagen des Körpers ab. Auf einem unbequemen Sitz kommt die Gemütsruhe ebenso schnell abhanden wie bei einer veralzten Suppe. Man wird verstimmt. Verstimmt wie die Saiten der Violine beim Regenwetter. Die Feinheit erschläft die Spannung, die Zahl der Schwingungen reicht nicht, um den reinen Ton herauszubringen. Nur der Meister versteht den Wirbel bis auf den Haltpunkt zu drehen und die verlorene Stimmung wieder einzubringen.

Ein anderer Meister wieder versteht aus dem Wirrwarr der vielen Töne wieder die Instrumente der Kunstwerk herauszulocken, das mächtig, ohne Worte, die Seelen ergreift, Bild an Bild vor das Auge des Geistes zaubert und die Seele von Stimmung zu Stimmung leitet. Bei den Klängen von Haydns Militär-Symphonie sind wir wieder das Kind auf dem Gartensaum, das den vorüberreitenden Alanen nachschaut. Die Linden der Pferde glänzen im Sonnenschein um die Wette mit den Helmen und Kürassen; wir jubeln über den Rhythmus der Bewegung. Der Ton gewinnt Farbe und Leben, in der Seele sind Erinnerung und gegenwärtiger Genuß zur Freude zusammengestimmt.

Farbenton und Klangfarbe. Beide Worte geben den Schlüssel zur Stimmung des Zimmers. Die Reinheit musikalischer Töne hängt ab von Zahl und Maß der Saiten- oder Plattenschwingungen. Nur das sorgfältig geschulte Ohr, der durch Übung geschulte Griff, vermag sie zur Darstellung zu bringen. Die Einzeltöne der Zimmerstimmung entdeckt nur das durch Bewußtsein, durch gute Gewöhnung, durch auf-



Fig. 3.

Fig. 4.

merkames Betrachten und Vergleichen geschulte Auge. In welche Stelle des Zimmers ein hohes Möbel kommen muß, in welchem Abstand dieser Tisch von jenem Vertiko zu bringen, wie hoch dies Wandbrett zu nageln, wie tief dies Bild zu hängen ist, wie reich gefaltet, oder wie schlicht dieser Vorhang, jene Portiere angebracht werden darf, um ihre Aufgabe als tragende Fläche zur architektonischen Teilung des ganzen Raumes zu erfüllen — das alles und tausend ähnliche Dinge sind Fragen, die nur von Fall zu Fall entschieden werden können. Natürliche Anlagen und angeborener Geschmack sind fast unerlässlich dazu; gänzlich erfolglos kann nur die Gedankenlosigkeit sein. Denken, Vergleichen, Probieren sind die einzigen brauchbaren Recepte zur stimmungsvollen Zimmereinrichtung.

Neben der Linie, dem äußern Umriß der Formen, ist die Farbe zu berücksichtigen. Schon das wärmere Temperament der einen, die vornehmere Gesinnung der andern lassen instinktiv verschiedene Frauen nach warmen, satten oder nach kühlen, gebrochenen Tönen greifen. Die richtige Mischung ist Geheimnis und Glücksache, wie das Geraten eines Gerichtes. Lehren läßt sich nur, daß es reine und unreine, harte und weiche Farbentöne giebt; vielleicht noch, daß man den unreinen, mit denen uns das Anilin beglückt, nach Kräften den Krieg erklärt. Allein selbst das ist mit Vorbehalt aufzunehmen.

Es giebt Ergänzungsfarben, d. h. solche, die ihre gegenseitige Wirkung erhöhen. Das verschlossene Grün wird durch Rot gehoben und umgekehrt; Gelb und Violett, Blau und Bronze ergänzen sich. Ein Zimmer ganz in Grün und Rot könnte trotzdem sehr ungesund ausfallen. Giebt man einer bestimmten Farbe die Führung oder den Hauptton, so müssen die übrigen mit Bewußtsein untergeordnet oder scharf dagegen gestellt werden. Ist z. B. Grün in verschiedenen Abtönungen vorhanden, so würde man vielleicht mit Erfolg auch verschiedene rote Töne einstellen und noch beliebig andre hineinmischen, von denen jedoch keiner dunkler sein dürfte als das dunkelste Grün. Er würde sonst „herausfallen“ und die einheitliche Stimmung verderben.

Ist nur ein einziger grüner Ton vorhanden, so kann man das orientalische Farbenprinzip, das System des Kontrastes, anwenden. Den Unterschied zwischen diesem und dem erdgenannten europäischen System erfährt man schnell durch das Vergleichen eines türkischen Teppichs und einer modernen Nadelmalerei. Das morgenländische System stellt die Farben vollwertig nebeneinander, ohne zu schattieren.

Wer in der „Stimmung“ des Zimmers Erfolg haben will, thut wohl, jede Handarbeit als Studie zu diesem Zweck zu betrachten, sowohl in Bezug auf Abmessungen, wie im Hinblick auf Farbengebung. Maßgebend für die Farbe soll zum Teil der Ton des Holzes sein. Das Eichenholz verträgt viel kräftiges Dunkelrot, der Glanz des Mahagoni wirkt zu unruhig in Verbindung mit volltönigen, leuchtenden Farben. Ueber alles, was zwischen diesen beiden Extremen liegt, darf nach freier Wahl entschieden werden. Weder die Besitzerin einer sehr altmodischen Mahagonieinrichtung, noch die mit Eichenstuhlereien Beglückte braucht auf Stimmung in ihrer Wohnung zu verzichten. In der Kunst des Zimmer schmückens kommt es, wie in aller Kunst, mehr auf das „Wie“ als auf das „Was“ an. Die Mode ist nicht unbedingt Feindin der Stimmung; sie wird ihr nur gefährlich, sobald man die Fragen: „Wie macht es Frau v. A.“ oder „Was wird Frau Y. dazu sagen?“ zur Hauptsache macht.

Die Zimmereinrichtung ist ein Kleid im Großen; sie muß ihren Bewohnern stehen wie ein gut gewähltes, geschmackvoll für die Individualität der Trägerin gearbeitetes Kleid. Wer die Einrichtung seiner Wohnung in diesem Sinne behandelt, wird sicher sehr viel Stimmung und ein tüchtiges Stück echten „Stil“ hineinbringen, ohne ein Krösusvermögen dazu zu gebrauchen.

Die neueste Wendung der Mode in der Zimmereinrichtung betont mehr als je das farbige Element und befürwortet möglichst unbeschränkte Lichtfluten. Das letztere ist im Interesse der Gesundheit, das erstere im Interesse der Geschmacksfreiheit freudig zu begrüßen. Wird es doch mit Hilfe der Farbe möglich, eine moderne Wohnung zu haben, ohne die Einrichtungstücke zu wechseln. Man spricht sogar von „Atelierstil“ und versteht darunter eine freie Mischung ungleichartiger Stile, die natürlich nur mit Hilfe glücklicher Farbenverbindungen zum einheitlichen Ganzen gestimmt werden kann.

Aller Wechsel der Moden beruht zum guten Teil auf dem unausgesetzten Kampfe der fortschreitenden Kultur nach zweckdienlichen Einrichtungen. Der Geist der Menschheit strebt bewußt und unbewußt beständig dahin, in seinen Arbeitsleistungen und seinen Gerüsten die Empfindung zum Ausdruck zu bringen, daß er „im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“. Die Neuzeit gewährt der deutschen Frau die beglückende Freiheit, in ihrer Wohnung den Hauch ihres Geistes spüren zu lassen, ihr das Siegel des eigenen Wesens aufzudrücken.

Freiheit wird da am besten gebraucht, wo man Besonnenheit walten läßt. Freiheit, nicht Willkür, in der Farbe muß herrschen, wenn die neue Errungenschaft zum Segen uners Heims dauernd ausgenutzt werden soll. Keine besonnene Frau wird sich von dem neuen Farbenrausch blindlings hinreißen lassen. Sie wird Linien und Abmessungen umsichtig zur Hilfe nehmen, um ihrer Familie eine traute Erholungsstätte, ein beglückendes Heim, eine stimmungsvolle Wohnung zu schaffen, welche die Sehnsucht, in die Ferne zu schweifen, nicht aufkommen läßt.



Fig. 5—9.

Ueber den Spargel.

Nachdruck verboten.

Während bis vor einigen Jahren die Spargel noch ziemlich teuer waren, sind sie jetzt durch die Anlagen vieler großer Spargelplantagen bei weitem billiger geworden, und für einen niedrigen Preis kann man dies beliebte, ebenso gesunde wie schmackhafte Gemüse, sowohl auf dem Markte wie bei Delikatessen- und Gemüsehändlern kaufen. Es giebt Spargelarten von verschiedenen Farben. Während in Süddeutschland und in der Schweiz der grüne Ulmer Spargel am liebsten gegessen wird, wünscht man in Mittel- und Norddeutschland den Spargel ganz weiß und ist diesen am liebsten. In Holland wiederum baut man violetten und rötlichen Spargel. Früher lieferten Braunschweig und Ulm die meisten und besten Spargel, jetzt sind auch in Schwesingen, bei Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Hannover (Döhren) u. s. w. große Spargelplantagen angelegt, welche unenbliche Mengen des feinsten Spargels liefern, die sich, da alljährlich immer neue Spargelplantagen entstehen, noch beständig vermehren. Der Riesenspargel wird durch außerordentliche Sorgfalt und Kultur gezogen, ist aber keine besondere Art. Der Spargelbau ist nicht ohne Schwierigkeiten, die ersten Anlagen sehr kostspielig, dann, ist alles dies überwunden, ist er bei einiger Sorgfalt sehr lohnend und gewährt viel Freude.

Der Gehalt an Nährstoffen des Spargels ist nicht sehr groß, doch ist er ebenso gesund wie wohlschmeckend. Beim Einkauf hat man danach zu sehen, daß der Spargel möglichst frisch und nicht zu lang gestochen ist, er wiegt sonst zu schwer, und die letzten Enden sind meistens holzig. Die Spargel werden sorgfältig, fein von oben, dick nach unten hin geschält, so daß aller Bast entfernt wird. Es ist eine übel angebrachte Sparjamkeit, die Spargel dünn zu schälen, denn dann werden nur die Köpfe gegessen, während gut geschälte Spargel ganz gegessen werden können. Die Spargelschalen werden entweder zu Suppen sofort ausgekocht oder gewaschen, getrocknet in Leinen- oder Papierbeuteln aufbewahrt und im Winter zu Suppen, Ragouts u. s. w. verwendet. Der Spargel wird in Stangen oder auch in Stücken zerteilt zubereitet. Der Stangenspargel wird in Bündchen gebunden, diese in kaltes Wasser getaucht, dann in weiches, kochendes Wasser gelegt und unter Zusatz von einem Stückchen Zucker 20—25 Minuten gekocht; das nötige Salz wird in den letzten 5—10 Minuten zugefügt. Zum Abtropfen legt man sie auf eine erwärmte Serviette, dann nach Vorschrift auf erwärmte Schüsseln. Kann der Spargel nicht gleich nach dem Schälen gekocht werden, so bedeckt man ihn mit einem feuchten Tuch.

Spargelsuppen für den Familientisch. Man schäle mittelgroße Spargel, bringe die Schalen mit kochendem Wasser zu Feuer und lasse sie langsam austochen. Die Spargel schneide man in 2—3 cm lange Stücke, lege sie in so viel kochendes Wasser, als man Suppe gebraucht, füge 2 Priesen Zucker, nach 20 Minuten das nötige Salz hinzu und koch sie gar. 2 Eßlöffel voll Wehl schweize man in frischer Butter hellgelb und thue auch dies zu der Brühe. — Auch

bereitet man gern Schwemmlöschchen, kocht sie in der durchgeseihten Spargelschalensbrühe gar, legt sie nebst etwas feingehackter Petersilie in die Suppenschale, giebt das Kloßwasser ebenfalls zu der Suppe und fügt, will man sie kräftiger haben, etwas Fleischextrakt hinzu.

Oder: Man benütze Spargelwasser vom Tage zuvor und die vom Gemüse-spargel abgeschnittenen Enden, schneide diese in ganz kleine Stückchen, koch sie gar, füge geachtetes Mehl und etwas Fleischextrakt hinzu und richte sie über Semmel-Grieslöschchen u. s. w. an. Zieht man beide Suppen mit einigen Eigelben, welche man mit süßem Rahm verquirlt, ab, so werden die Suppen noch schmackhafter.

Gebakener Spargel (französisch). Necht frisch gestochene, dicke Spargel schält man gut und entfernt das holzige Ende; zu 3 Eßlöffeln voll feinsten Olivenöls, 1/2 Liter Weißwein oder nicht bitterem Bier rührt man Salz und so viel feines Mehl, daß man einen dicken, aber noch flüssigen Ausbackteig erhält. 2—3 Spargel bindet man zusammen, kocht sie 2 Minuten in Salzwasser, kühlt sie in frischem Wasser, trocknet sie ab, taucht sie in den Ausbackteig und bäckt sie, sodas sie schwimmen, in kochendem Fett (halb Butter, halb Schweineeschmalz) schön goldbraun. Mit gebakener Petersilie verziert giebt man sie als Hors d'oeuvre. — Mit einer Béchamel- oder Remouladen-Sauce schmecken sie ebenfalls recht gut.

Spargel à la crème (französisch). Die gut geschälten Spargel schneidet man in 2—3 cm lange Stücke, kocht diese vorschriftsmäßig weich und läßt sie auf einem Porzellanurdschlag abtropfen. In irgendeiner Kasserolle läßt man frische Butter zergehen, fügt, wenn sie kocht, 1/4 bis 1/2 Liter süßen Rahm, etwas weißen Pfeffer und Muskatnuß hinzu, bringt es zum Kochen, schmeckt nach dem Salze, legt die Spargel hinein, läßt sie eben aufkochen und richtet sie an. Man giebt rohen Schinken, geräucherter Lachs, gepökelte Rindszunge zu dem Spargel, oder man legt rings um diesen geröstete Semmelmarkt-CROUTONS oder Nierenstümpfe.

Spargel en jus (französische Küche). In gut emaillierter Kasserolle läßt man 150 bis 200 g Butter zergehen, fügt Petersilie, Kerbel, 1 Schalotte — dies feingehackt — etwas weißen Pfeffer, Muskatnuß, Salz hinzu, legt den geschälten, in 2 cm lange Stücke geschnittenen Spargel hinein und läßt ihn langsam auf gelindem Feuer 10—15 Minuten dünsten, gießt nun 1/4 bis 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe dazu und dämpft den Spargel vollständig weich.

Spargel mit Parmesantäje. Necht dicker, frischgestochener Spargel wird gut geschält, einen Augenblick in kaltes Wasser gelegt, dann in Bündchen gebunden und vorschriftsmäßig gekocht. Sind die Spargel weich, so legt man sie zum Abtropfen auf eine erwärmte Serviette, dann auf eine erwärmte, runde Schüssel, alle Köpfe nach der Mitte zu gelegt. Nun werden sie mit geriebenem Parmesantäje, dem man etwas (1—2) gestochene Zuckerzwiebeln zusetzt, dick bestreut und mit kochender, heller Butter, welche man mit einigen Eigelben abrührt, oder mit heißer, gebräunter Butter überstreut.

Es passen zwar die meisten Beilagen zu diesem Gericht, doch giebt man diese Spargel meistens nur mit Semmel-CROUTONS verziert zur Tafel.

Gratin von Spargel. Necht dicker, gut geschälter Spargel wird in Bündchen gebunden, und diese werden vorschriftsmäßig 20 Minuten gekocht, dann legt man den Spargel zum Abtropfen auf ein Sieb und darauf noch ein Tuch. Gleichzeitig bereitet man eine dicke Béchamelsauce, bestreicht damit den Boden einer Porzellan-Auflaufschüssel oder einer andern, die Denhige vertragenen, tiefen Porzellan-schüssel, legt eine Schicht Spargel darauf, überstreicht sie mit Béchamel und fährt so fort, bis der Spargel verbraucht ist; oben muß Spargel liegen. Man streut Paniermehl darüber, betränfelt dies mit Krebsbutter oder gebräunter Butter, stellt die Schüssel auf einem Dreifuß in den Ofen und läßt das Gratin bei starker Oberhitze oben schön goldbraun backen. — Soll das Gratin ein Hauptgericht bilden, so giebt man geräucherter Lachs, rohen Schinken, gepökelte Kalbsmilch dazu, oder man legt rings um das Gratin weichgekochte Eier u. s. w.; als Mittelschüssel wird kein Fleisch dazu gegeben, doch kann man Béchamelsauce nebenher reichen.

Spargel-Mayonnaise mit Garnelen oder Krabben. Necht frisch gestochener, gut gepuzter Spargel wird in etwa 2 bis 3 Cent. lange Stücke geschnitten — die untern Holzigen Enden läßt man zu Suppen oder Ragout zurück — und vorschriftsmäßig weich gekocht, worauf man die Spargel auf einem Porzellanurdschlag abtropfen läßt. Auch Garnelen oder Krabben enthüßt man — auf 500 g Spargel rechnet man 1/2 bis 1/4 Liter Garnelenschwänze — legt diese abwechselnd (auch Scheiben von hartgekochten Eiern kann man dazwischen legen) in Krystallschüsseln, bereitet eine wohlschmeckende Mayonnaise mit oder ohne Kräuter und giebt sie über die Spargel u. s. w., streut Kapern darüber und garniert den Salat mit Salatherzen oder Kresse und mit Krebs- oder Krabbenstchwänzchen.

Spargel in Essig einzumachen. Mittelgroßer, gut geschälter Spargel wird in 2 cm lange Stücke geschnitten, gewaschen und in siedendem Salzwasser einmal aufgekocht, dann läßt man den Spargel abtropfen, füllt ihn, wenn er erkaltet ist, in Gläser oder Steintöpfe (geschwefelte) und übergießt ihn mit nicht zu scharfem Essig. Nach acht Tagen gießt man den Essig ab, kocht ihn auf und giebt ihn durch ein Tuch über die Spargel, welche ganz bedeckt sein müssen. Sind sie erkaltet, so bindet man die Gläser zu und bewahrt sie an einem trockenen, luftigen Orte auf. Dieser Spargel eignet sich sowohl zu Salat, wie zu Wirtspickles; junge Bohnen, Mais, Blumentohl, Schalotten, Perlzwiebeln werden ebenso eingemacht.

Stangenspargel in Blechbüchsen einzumachen. Necht starker, frisch gestochener Spargel wird gut geschält; der Fuß der Spargel wird nach der Größe der Büchse abgeschnitten; es werden Bündel gebunden, diese leicht gewaschen, dann 5 Minuten in siedendem Wasser mit einem Stückchen Butter gekocht. Nun legt man die Spargel in die Büchsen, entfernt die Fäden, bedeckt sie mit Brühe, läßt die Büchsen rasch zulöten und kocht sie im Wasserbade 1 Stunde. Statt der Büchsen kann man auch Gläser mit festem Verschluss nehmen.

Lohse's La Violette-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. **GUSTAV LOHSE** Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant. Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.

Stärkste Jod-Sool des Continents gegen Scrophulose u. jene allgemeinen u. speziellen Uebel, bei welchen Jod ein wichtiger Heilfactor ist. Vorzügliche Kurrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr). Sehr günstige klimat. Verhältnisse. Bahnstat. Reiseroute üb. Linz a. D. od. Steyr. Saison vom 15. Mai bis 30. September. (Bäder werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht.) Ausführliche Prospekte in mehreren Sprachen durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

NATURHEILANSTALT

GLOTTERBAD

im Badischen Schwarzwald, Eisenbahnstation Freiburg und Denzlingen. Dirig. Arzt Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.

Günstige Lage. Reine staubfreie, milde Luft. Keine Fabriken in der Nähe. Ländliche Ruhe. Ausgebehnene eigene Tannenwaldungen. Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Hotel und Kuranstalt **Weissbad** Appenzel J.-Rh. 820 M. über Meer am Fuss des Säntis.

Standquartier für genussreiche Gebirgstouren, komfortabel eingerichtet, grossartige Parkanlagen, reizende, geschützte, staubfreie Lage. Bekannt für gute Küche und realen Keller. Telegraph und Telefon im Hause. Prospekte gratis. Bescheidene Preise. Omnibus bei allen ankommenden Zügen am Bahnhof. Familie Inauen, Propr.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter —

in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenstoffreichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Milch-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Anzeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Konstitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Eisenbahnstation. Prospekte gratis.

Damenpensionat in Norderney.

Seit 1. April v. J. befindet sich im Verwaltungsgebäude des Seehospizes Kaiserin Friedrich zu Norderney ein Pensionat zum Kuraufenthalt für 20 gebildete junge Damen von 14 Jahren an.

Liebevolle Beaufsichtigung und Fürsorge durch eine feingebildete Dame. Aerztliche Pflege durch den Direktor. Kräftige Kost. Freundliche Zimmer, 5 zu 1 Bett, 5 zu 3 Betten, Speisesaal und Wohnzimmer. Pensionspreis in Zimmern zu 1 Bett täglich 6 Mk., in Zimmern zu 3 Betten täglich 4 1/2 Mk. pro Bett, im Juli und August 1 Mk. mehr; Kost, ärztliche Behandlung, warme Seewasserbäder eingeschlossen. Wein, Bier, kalte Bäder, Arzneien extra.

Die Verwaltung des Seehospizes Kaiserin Friedrich zu Norderney.

Bad Langenau Eisenbahnstation in der Grafschaft Glatz.

Stahl- u. Moorbad. Kaltwasserheilanstalt, Luftkurort; — gegen Bleichsucht, Blutarth, Nervosität, Frauenkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Katarre etc. Auskunft und Prospekte gratis durch die Badeinspektion.



NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT auf SYLT
Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstleutnant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisekarten auf allen grösseren Stationen. Prospekte mit Angabe der Reiserouten sowie der Fahrpreise versendet gratis die SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Preciosa

Cigaretten
zierlich und fein mit echtem Goldmündstück empfiehlt
Compagnie Laferme
Dresden.

Damen!

die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lohnenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. s. w. nach Muster an Private. Paul Louis Jahn, Fabrik u. Versandgeschäft, Preis 55.

Für Damen-Schneider und Schneiderinnen.

Unsere illustrierte Preisliste von Posamenten, Berl-Garnituren u. s. w. steht franco u. gratis zu Diensten. Strauss & Uhlich, Annaberg, Erzgeb.

John Posselburg, Frankfurt a. M.

Specialität: **Damenfahrräder.**
Posselburg's „Chic“ anerkannt feinste Damenmaschine. Dreijährige volle Garantie. Preis mit Pneumatik 200 Mark.
Man verlange illust. Listen — postfrei.



Sommersprossen

verschwinden vollkommen in 7 Tagen mit meinem ausgezeichneten, unschädlichen Mittel in Flaconen zu M. 3.50. Ein Flacon genügt zur Erzielung des Erfolges. Bezug durch: Theodor Lechky, dipl. Apoth. in Prag, Brenntgasse 18.

Sodener Mineralwasser

Warmbrunnen III.

Diese Heilquelle verdankt ihren Ruf ihrer vorzüglichen lösenden Wirkung, kraft deren sie mit Erfolg gebraucht wird gegen chronische Kehlkopf- und Rachen-Katarre, chronische und verschleppte Lufttröhren-Katarre und endlich gegen Magen-Katarre mit grosser Reizbarkeit der Schleimhäute. Der Erfolg, welcher mit „Warmbrunnen Nr. III“ erzielt wird, ist geradezu überraschend. Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen. Jede gewünschte Auskunft ertheilt gerne die Brunnenverwaltung Bad Soden a. T., Ph. Herm. Fay & Co.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen



Indische Blumenseife hochfeine Toiletteseife 50 Pf. p. St.

PALMITIN-SEIFE neutral - gut - billig!

für Familien und Kinder. Das Stück à 25 Pfg. in allen Städten Deutschlands. F. Wolff & Sohn, Karlsruhe. Filiale: Wien I, Kollnerhofgasse 6.

Möbelplüschse

glatt und faconirt bunt gewebte Plüschse (Moguettes), abgepasste Kameeltaschen, Plüschdecken, Leinenplüschse, Wollreps, Granit und Satins, Seiden-Plüschse, Kleider - Sammet (Velvet) versende zu Fabrikpreisen direct an Private. Muster franco geg. franco. E. Wegmann, Bielefeld. Umfärbungen in eigener Färberei.

Prakt. Neuheiten f. Damen mit schwachem Haar und fahlen Stellen, unsichtb. Scheitel, Perrücken, Stirnlöckchen, stets lockig bleib. Zöpfe und Theile größte Auswahl billigst. Illust. Preisl. fr. F. Muntsch, München Nr. 3, Domfreiheit.

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos; die beste Beleuchtung für Schlaf- u. Krankenzimmer. Sehr höchste Auszeichn. u. A. 1. Ehrendiplom, 4 silberne u. 1 goldene Medaille (Lübeck 1892).

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollfäden aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- und Mantelstoffen, Damenuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- und Teppichdecken, in den neuesten Mustern zu billigen Preisen, durch R. Eichmann, Ballenstedt a. H. Reitungsfähigste Firma! Muster umgehend frei.

Krankenstühle

Ruhestühle, Lesetische, Closets, Bidets, verstellbare Keilkissen. Preislisten franco und gratis. R. Jaekel's Kranken-Möbel-Fabrik, Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Congo-Socken

gegen Schweißfüße, für Touristen die größte Wohlthat, verhindern d. Blinnewerben d. Füße, bleiben stets weich, gehen nie ein. Seit 20 Jahren mit Erfolg eingeführt. Versand v. 1/2 Dbd. ab gegen Nachnahme. Für kleine, mittlere und große Füße. Dd. Paar fein W. 13 —, mittelstark M. 14 —, stark M. 15 —. Nichtgehende Congo-Hemden, -Hosen und -Jacken zu Fabrikpreisen. Hermsdorf-schwarze Strümpfe aus eigener Strickerei zu Fabrikpreisen. Fußl. cm 14 16 18 20 22 24 26 D. I. Dd. P. 5.40 6.60 7.80 8.60 9. — 10. — 11. — D. II. Dd. P. 9.50 11. — 13. — 14. — 15. — 15.50 16. — M. V. Jaeger, Chemnitz. Weltbekanntes, seit 1861 begründetes Versandgeschäft „Jägerhaus“ Chemnitzer Strumpfwirker zu Engros-Preisen.

Franz Christoph's Fußboden-Glanzack

in gelbbraun, mahagoni, nussbaum eichen und grauer Farbe. Sofort trocknend geruchlos. Von Jedermann leicht anwendbar. Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand Postkolln, ausreicht zum Anstrich eines Zimmers à 9 M. 50 Pf. franco zum Deutschland. Farbennuster und jede weitere Auskunft bereitwillig durch die Fabrik. Franz Christoph, Berlin SW., Mittelstr. 11.

Verlangen Sie

gratis und portofrei Kataloge und Proben der hervorragendsten Sommer-Neuheiten in reinwollenen Damen-Kleiderstoffen, von der einfachsten bis zur hoch-elegantesten Art, in tausendfacher Musterauswahl. 100—130 cm breit das Meter Mk. —.50, —.65, —.75, —.90, 1. —, 1.20, 1.35, 1.60, 1.75, 2. —, 2.25, 2.40, 2.50, 2.75, 3.25, 3.50, 3.75 bis 7.50. (Bei Probenbestellung Angabe der Art und des Preises erbeten.) Grösstes Versand-Haus für Kleiderstoffe J. Lewin, Halle-Saale. Gegründet 1859.

Damen-Reit- und Radfahr-Costume

prämirt liefert in anerkannt bester und praktischer Ausführung das Sport-Geschäft von Albert Ehrlich, Berlin SW., Kochstraße 11. Meterweiss, Verkauf v. Damen-Loben u. Cheviots.

Zurück

bekommt jeder das Geld, wenn FERAXOLIN nicht Fett, Harz, Wein, sowie überhaupt alle vorkommenden Flecke mit verblühender Schnelligkeit aus den heissesten Stoffen entfernt. — Preis 45 und 60 Pf. In allen Galanterie-, Parfümerie-, Droguenhandlungen und Apotheken käuflich. En gros-Lager: Joh. Grolich in Brünn (Mähren).



Musikinstrumente

Violen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Gitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonions, Orphenions, Aristons, Pianomeledico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmoniums, Musikautomaten, allerbeste Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Notenpulte. Noten zu allen Instrumenten. Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig. Neue illustrierte Preisliste gratis!

Dr. von Hartungen's Naturheilstalt Riva am Gardasee.

Neueste Nährsalz-Diätetik und Anwendungsform der Massage. Prospekte hierüber gratis. Wochenpreis von 50 M. aufwärts. Vorausbestellung nöthig.

Junger Mann, Fabrikbesitzer, in gesünder Lebensstellung, Mitte Zwanziger, sucht die Bekanntschaft einer jungen, bürgerlich erzogenen, evangelischen Dame zwecks Heirath.

Offerten unter Angabe der Verhältnisse nach Photographie an Rudolf Mosse in Breslau unter Chiffre M. 1030 erbeten. Strengste Discretion verlangt und zugesichert. Photographie eventuell sofort retour. Damen, welche in gut situirten Kreisen eingeführt sind, können sich durch den Verkauf von Posamenten lohnenden Nebenverdienst verschaffen. Offerten unter H. & V. 168 an Haafenstein & Vogler, H.-G., Annaberg, Erzgebirge, erbeten.